This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NGK
Pearson

Gr (B)

Ein Schriftsteller-Leben.

N(
Paal

Ein

Schriftsteller-Leben.

Briefe

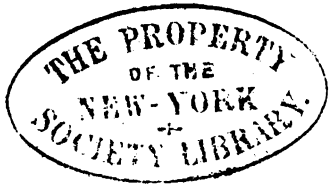
der Verfasserin von Godwie-Castle

an ihren Verleger.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

THE PROPERTY OF THE NEW-YORK SOCIETY LIBRARY

Breslau:
Josef Max und Komp.
1855.


THE PROPERTY
OF THE
NEW-YORK
SOCIETY LIBRARY

Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Friedrich Wilhelm von Redern

Ihr Verehrer
Jadwiga Costa

Ein Schreiben an den Herausgeber, als Vorwort.

Indem ich Ihnen in der Anlage die mir zur Durchsicht bewilligten Briefe der Frau Paalzow mit bestem Danke zurücksende, verfehle ich nicht, Ihnen das Vergnügen zu bezeugen, welches mir die Kenntnißnahme derselben verschafft hat, so daß ich der Ansicht des leider zu früh verstorbenen Professor Guhrauer vollkommen beipflichten muß, der Ihnen die Herausgabe dieser interessanten Sammlung gewissermaßen zur Pflicht machte, obwohl Sie sich aus einem, gewiß übel verstandenen Zartgefühl dagegen streuben.

Meiner Ueberzeugung nach kommt den Briefen der Frau Paalzow eine über den Werth blos literarischer Reliquien weit hinausreichende, selbstständige Bedeutung zu, welche in dreifacher Beziehung wohl motivirt erscheint.

39X677

Zunächst finde ich darin eine Fülle treffender Urtheile über Menschen und Bücher wie über Ereignisse und Lebensverhältnisse, in denen sich, abgesehen von ihrem objektiven Gehalte, auch ein ebenso liebenswürdiger wie interessanter Charakter ausspricht, welcher uns Theilnahme abnöthigt, uns durch seine Besonderheit beschäftigt und durch seine Milde, die als die Frucht reifer Durchbildung, auf richtiger Frömmigkeit und einer im Leiden geprüften Gottergebenheit erscheint, unsre Liebe gewinnt.

Endlich aber geben die Briefe einen nicht oft gewährten Einblick in die innersten Geheimnisse dichterischer Thätigkeit; sie führen uns in die stille Werkstatt des schaffenden Geistes ein und machen uns, von der ersten dämmernden Ahnung an bis zur freudigen Genugthuung über die vollbrachte dichterische That zu vertrauten Zeugen dieser Schöpfungen, so daß die Briefe gewissermaßen als Selbstbekenntnisse einer Schriftstellerin anzusehen sind, deren Werth gewiß nicht geringer darum anzuschlagen ist, weil diese Bekenntnisse auf wirkliche Erlebnisse Bezug nehmen, also durchaus wahr sind. Die Briefe schildern in

Wahrheit und mit einer Aufrichtigkeit und Unbefangenheit, welche nur aus der vollständigen Entfernung jedes Gedankens an Oeffentlichkeit entſpringen konnten — ein Schriftſtellerleben.

Ich ſehe, wie Sie bei dieſer Bezeichnung lächeln, weil Ihnen die wiederholt in dieſen Briefen niedergelegte Verwahrung der Frau Paalzow einfällt — ſie zu der Schriftſtellerzunft zu rechnen, obgleich die Produktion von einem Dutzend ziemlich umfangreicher Bände eine ſolche Claſſifizirung doch zu rechtfertigen ſcheint.

Sie hat nichts deſto weniger vollen Grund zu ihrem Proteſt, indem ſie ſich den zünftigen Schriftſtellern als eine „Schriftſtellerin von Gottes Gnaden" gegenüberſtellt.

Fern von mir jeder Gedanke auch nur des leiſeſten Spottes; denn indem Frau Paalzow mit wahrer Demuth ſich nur als das ſchwache Gefäß betrachtet, welches ſo herrlichen Inhalts durch göttliche Gnade gewürdigt wird: iſt ſie weit entfernt von jener augendreheriſchen Gleißnerei, welche zu der „Knechtſchaft des Herrn" ſich ſcheinbar demüthigt,

um daraus das Recht zu gewinnen, in jeder Mißbilligung des Knechts einen Angriff auf den göttlichen Herrn ahnden zu können.

Nur darin liegt das Mißverständniß der Frau Paalzow, daß sie, der Schriftstellerzunft d. h. den Leuten, welche ohne Herzensdrang und Begeisterung, aus der Schriftstellerei ein Gewerbe machen, sich persönlich gegenüber stellt, und den sachlichen Gegensatz zwischen Schriftstellerei und Poesie übersieht; da sie andern Falls erkannt haben mußte, daß alle ächte Poesie — von Gottes Gnaden sei!

Den Gegensatz selbst aber macht sie uns vollkommen klar und das ist nicht der am wenigsten zu schätzende Werth ihrer Briefe!

Sie spricht damit zugleich, unbewußt, das Geheimniß des ungeheuren Erfolges aus, welchen ihre Schöpfungen gefunden haben; ein Erfolg, welchen man durch Zurückführung auf äußerliche Verhältnisse, wenn gleich deren begünstigende Concurrenz nicht geleugnet werden soll, vergebens zu schwächen sucht.

Allerdings ist unsre Literatur nicht rar an Bei-

ſpielen plötzlicher Berühmtheiten; gewiſſe literariſche Perſönlichkeiten wie ganze literariſche Richtungen haben, weil ſie einer Laune des Tages, einer Lieblingstendenz oder auch nur einem Vorurtheil des Publikums ſchmeichelten, den Dank des Tages zu ernten gehabt und ſich raſch eine allgemeine Beliebtheit gewonnen. Findet man hierin eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Schickſal der Paalzowſchen Romane, ſo iſt dieſe Aehnlichkeit doch eben nur eine rein äußerliche geblieben; daß ſie nicht Sache der Mode waren, dafür würden, wenn man aus der Lektüre der Romane ſelbſt deren Würdigung nicht zu ſchöpfen wüßte, die Briefe der Frau Paalzow Zeugniß ablegen. Indem dieſelben ſich über den Verkehr der Verfaſſerin mit den durch Rang und Bildung höchſtgeſtellten Perſonen ausſprechen, ſchildern ſie zugleich deren regen Antheil an ihren Schöpfungen, welche ihnen wiederholt und anhaltend Gegenſtand gewiſſenhaften Studiums und ernſthafter Analyſe wurden, in welchen ſie einen ſittlichen Gewinn für das Leben fanden und die Offenbarungen eines wahrhaft poetiſchen Genius begrüßten.

Nach des Dichters Ausſpruch hat: wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, für alle Zeit gelebt!

Dieſes ſchöne Loos iſt der Frau Paalzow erſichtlich zugefallen; wenn ſie aber zugleich vermocht hat, auch die trägen Maſſen für und durch ihre Produktionen zu begeiſtern, ſo ergiebt ſich aus dieſem Doppel-Erfolge, daß ſie eben eine Schriftſtellerin nicht der Zunft, ſondern — von Gottes Gnaden, daß ſie eine wahre Dichterin war; denn nur die ächten Spenden poetiſcher Eingebung ſind im Stande das große Publikum für ſich zu gewinnen und zugleich den Kenner zu befriedigen.

Ihre Wirkung iſt aber dann auch eine nachhaltige und wenn auch der Rauſch des Augenblicks ſeine Grenze findet, ſo macht er doch niemals einer entſchiedenen Gleichgiltigkeit, wo nicht gar dem Ueberdruß Platz, ſondern der ruhigen Werthſchätzung.

Das Publikum iſt jetzt in dieſes Verhältniß zu den Paalzowſchen Romanen eingetreten; die Theilnahme für dieſelben iſt nicht mehr die überlaute von ehedem; aber ſie iſt darum nicht geringer wor-

den und erhält ſich in geſunder Lebendigkeit und Friſche.

Daher wird auch die Herausgabe der Paalzow-ſchen Briefe dem Publikum eine willkommene Ergänzung der Werke einer ihm werthen Schriftſtellerin ſein.

Tauſende und aber Tauſende haben in den Romanen der Frau Paalzow Unterhaltung, Nahrung für ihren Geiſt, Befriedigung für ihr Herz gefunden und finden das Alles noch jetzt darin; wie ſollte es ihnen nicht angenehm ſein, nachdem ſie der Künſtlerin Werk ſchätzen und lieben gelernt, dieſelbe in ihrer Perſönlichkeit kennen zu lernen, und wie freudig wird nicht ihre Ueberraſchung ſein, wenn ſie erfahren, daß dieſe Perſönlichkeit eine ſo anziehende, in ihrer edlen Weiblichkeit Achtung gebietende, der Vorſtellung, welche man ſich von ihr nach ihren Dichtungen zu machen berechtigt glaubt, ſo völlig entſprechende iſt, daß man zu ihren Gunſten die praktiſche Erfahrung, welche von der perſönlichen Bekanntſchaft mit uns werth gewordenen Künſtlern im Intereſſe unſerer Illuſionen warnt, Lügen ſtrafen kann.

Vielmehr wird man von der persönlichen Bekanntschaft mit der „Verfasserin von Godwie-Castle," welche uns diese Briefe vermitteln, mit Vorliebe an das Studium ihrer Werke gehen oder mit erhöhterem Antheil zu ihm zurückkehren, fühlend, daß wie uns ein gemüthlicheres Verhältniß, so auch ein innigeres Verständniß dafür erwachsen ist.

Frau Paalzow hat Ihnen in diesen Briefen ein schönes Vermächtniß hinterlassen; machen Sie es zu einem Allgemeingut, indem Sie den durch alle Welt zerstreuten Freunden der theuren Verewigten — ein Buch des Andenkens widmen.

Breslau, den 10. September 1854.

Robert Byrkner.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die Verfasserin von Godwie-Castle. Eine biographische Skizze . . . . . 1 bis 22

Godwie-Castle. 1835.

I. Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans Godwie-Castle. Der Verfasser will unbekannt bleiben . . . 25

II. Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität 26

III. Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modifiziren 27

IV. Ueber die Korrektur von Godwie-Castle 31

V. Ablehnung eines Einwandes, die Schilderung Mazarin's betreffend 32

VI. Poetische Conception 33

VII. Bewahrung der Anonymität. Der ursprüngliche Titel des Romans 34

VIII. Freude über die Vollendung des Drucks von Godwie-Castle 36

		Seite
IX.	Frau Majorin Paalzow bekennt ſich zur Autorſchaft von Godwie-Caſtle. Ihre Gründe für Bewahrung des Incognito's	37
X.	Die Kritik	39
XI.	Die ſchriftſtelleriſche Ehre der Frau Verfaſſerin wird verdächtigt	40
XII.	Die Verfaſſerin giebt Aufſchluß über ihren Charakter. Ihre Bemerkungen über das Weſen der Vornehmheit	42
XIII.	Der Roman wird bei Hofe geleſen. Hofprediger Strauß entwickelt die leitende Idee des Romans	45
XIV.	Beſchwerden über die unbillige Taktik der Staatszeitung. Die Grundidee von Godwie-Caſtle nach der Auffaſſung des Hofpredigers Strauß und nach der eigenen Darſtellung der Verfaſſerin	48
XV.	Die Verfaſſerin will nicht als Schriftſtellerin von Profeſſion angeſehen werden. Ihre Art zu produziren. Anfänge neuer dichteriſcher Thätigkeit	53
XVI.	Vorbereitung der 2. Auflage von Godwie-Caſtle	58
XVII.	Neue ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Godwie-Caſtle wird ins Engliſche überſetzt	59
XVIII.	Bedenken gegen die Anwendung der Waſſerkur. Verſchiedene Eindrücke. Was man Alles aus Godwie-Caſtle herausliest	61
XIX.	Krankheits-Philoſophie. Godwie-Caſtle wird immer mehr das Buch aller Stände und Geſellſchaftsklaſſen	63
XX.	Betrifft die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle	66
XXI.	Nochmals die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle	67

Seite

Maria Nadasti. 1837.

I. Der Reiz einer dramatischen Composition. Ungewißheit über den Werth der Arbeit 71
II. Beurtheilung des Dramas von Seiten der Berliner Hoftheater-Intendenz. Die Verfasserin verzichtet auf die Aufführung 72
III. Kritik und Antikritik. Das Drama wird zurückgelegt . . 74
IV. Das Drama wird für den „Genealogischen Kalender" bestimmt 78
V. Maria Nadasti wird von der Redaktion nicht angenommen 80
VI. Maria Nadasti wird für ein Taschenbuch bestimmt . . . 82
VII. Maria Nadasti erscheint unerwartet in dem Hellerschen Taschenbuch „Perlen" 83
VIII. Wie das Manuscript doch noch den Weg in die Oeffentlichkeit fand 83

St. Roche. 1838.

I. Das Bild der Maria Theresia wird als dichterischer Vorwurf ins Auge gefaßt. Die heimliche Lust an der Ausarbeitung 87
II. Concurrenz wegen des Verlages von St. Roche 89
III. Der Genuß an einer poetischen Schöpfung und ihr materieller Vortheil 91
IV. Erwägungen hinsichtlich des Titels. Abneigung gegen Intriguen- und Tendenz-Romane. Der Roman soll die innere Wahrheit der menschlichen Natur darstellen. Ein Urtheil A. v. Humboldt's 93
V. Ergebung in Gottes Willen als die Bedingung innerer Ruhe und Genüge. Selbstkritik. St. Roche soll kein historischer Roman sein 96

Seite

VI. Abneigung gegen eine ſtiliſtiſche Ueberarbeitung des Werks. Vertheidigung der Eigenthümlichkeit des Stils und namentlich der maleriſchen Bezeichnungen 99

VII. Verſtändigung über die Art der vorzunehmenden Korrektur 103

VIII. Schriftſteller-Freuden. Das Bedürfniß des Lobes. Die glänzende Aufnahme des neuen Romans 104

IX. Die Subſtanz des Charakters ſoll ſich in jeder Handlung, in jedem Werk eines Individuums ausſprechen. Es iſt die höchſte Genugthuung, wenn Dritte dieſen Ausdruck finden und nachweiſen. Ein Urtheil A. von Humboldt's über St. Roche. Bemerkungen über „Edward in Rom." Der Welt- und Menſchenhaß iſt eine Schwäche des Individuums; die Kunſt ſoll ſich nicht dazu hergeben, ſie zu rechtfertigen 107

X. Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. Inwiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künſtleriſchen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholiſche Bedenken gegen St. Roche 114

XI. Eingeſtändniß eines Irrthums über die katholiſche Beurtheilung proteſtantiſcher Ehen. Stimmen der Gegner und Freunde 119

XII. Geſchenke und Auszeichnungen hoher und höchſter Perſonen. Ein weiblicher Gegner. Fenelons Charakter . . 121

XIII. Ueber die Nothwendigkeit einer ſorgfältigen Korrektur. Kritik und Metakritik. Die Nihiliſtiſche Tendenz Tiecks im Gegenſatz zu der Paalzowſchen Welt-Anſchauung. Wie die Poeſie die Natur errathen kann 128

XIV. Frau von Wollzogen und Frau von W. 136

XV. Der Tod Friedrich Wilhelm III. Zur Charakteriſtik des Thronfolgers 140

		Seite
XVI.	Urtheil über Vittoria Accorombona. Pſychologiſche Wahrheit und plaſtiſche Schönheit	141
XVII.	Steffens und ſeine Auto-Biographie. Bemerkung über die Jugend und die Jugend-Erziehung unſerer Zeit. Die Kritik des Profeſſor Braniß über Tieck's Accorombona	145
XVIII.	Schiefe Urtheile über Tieck werden berichtigt und das Verhältniß des Königs zu ihm gerechtfertigt. Anerkennung der Sächſiſchen Herrſchaften. Eine Bemerkung der Prinzeſſin Amalie	151
XIX.	Ausſicht auf neue Schöpfungen	154
XX.	Die Paſſivität im Leiden. Laube's Literatur-Geſchichte. Ein apokryphyer Roman. Gott behüte mich vor meinen Freunden	155
XXI.	Noch einmal das „Dohlenneſt"	161
XXII.	Ueber H. Laube	163
XXIII.	Titelbilder zu Godwie-Caſtle und St. Roche	164
XXIV.	Vom Krankenbett. Biermanns Zeichnungen. Erkundigung über H. Laube	165
XXV.	Schirmer ſoll die Zeichnungen zu Godwie-Caſtle und St. Roche beſorgen	167
XXVI.	Erinnerung an das Schleſiſche Gebirge und den Aufenthalt in Fiſchbach	167
XXVII.	Arbeits-Pläne	171

Thomas Thyrnau. 1841.

I.	Ein neues Manuſcript. Bangigkeit und Zweifel während des Schaffens. Tieck	176
II.	Der Titel des neuen Romans: Thomas Thyrnau	177
III.	Leiden der Berühmtheit. Ein Urtheil über die Romane	

		Seite
	der Gräfin Hahn-Hahn. Geist ohne Gesinnung und daher ohne Sittlichkeit	178
IV.	Urtheil über den Charakter des neuen Romans. Tieck. Eine Bemerkung über Mundts: Th. Münzer	182
V.	Der Titel des neuen Romans. Ein Bild Maria Thereſias. Ein Beſuch Laubes	184
VI.	Ueber Umfang und Druck des neuen Romans	189
VII.	Badeleben. Schleſiſche Freundlichkeit. Briefwechſel mit Braniß. Demüthige Ergebung in den Willen Gottes	191
VIII.	Die Aufregung, welche die Ankündigung des neuen Romans hervorgerufen hat. Perſönliche Bekanntſchaft mit Braniß und Graf Dyhrn	194
IX.	Selbſtkritik und Rechtfertigung	196
X.	Beendigung des Manuſcripts	199
XI.	Zartgefühl und Humor	200
XII.	Was an Kunſtwerken am meiſten geſchätzt werden ſoll. Stimmung der Verfaſſerin dem vollendeten Roman gegenüber	202
XIII.	Die Aufnahme des neuen Romans. Eine Aeußerung des Königs. Leiden der Berühmtheit	205
XIV.	Thyrnomanie	208
XV.	Zeichnungen zu Th. Thyrnau. Der Titel von St. Roche. Braniß wegen Herausgabe einer Zeitung zu Rathe gezogen. Tieck und Steffens	210
XVI.	Bedauern, daß das Zeitungs-Projekt wieder aufgegeben werden ſoll. Laubes Gräfin Chateaubriand. Theilnahme allerhöchſter Perſonen	218
XVII.	Vorrede zu den Werken der Fr. Lohmann. Fortdauernde Gunſt des Hofes	220
XVIII.	Ein Angriff Laubes und deſſen Abwehr	221

Seite

XIX. Die Schriften der Fr. Lohmann. Bürkners: Traum der Kaiserin. Eine verspätete Recension des Professor Braniß 223

XX. Das Bürknersche Lustspiel: „der Traum der Kaiserin" wird vorgelesen und beurtheilt 226

XXI. Die Heiligkeit des gegebenen Wortes 228

XXII. Mystifikation des Publikums. Dramatisirung des Thomas Thyrnau. Uebersetzungen 229

XXIII. Godwie-Castle wird verboten. Neue Wanderlust . . 230

Jakob van der Nees. 1843.

I. Ein neuer Roman im Werden 235

II. Wie man sich der Außenwelt gegenüber seine Freiheit bewahrt 236

III. Der Titel des neuen Romans. Die Birch-Pfeifferſche Dramatisirung des Thomas Thyrnau 238

IV. Die Eintheilung des Stoffs. Die deutsche Journalistik 241

V. Arbeitslust. Laube und seine Gräfin Chateaubriand . . 242

VI. Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg 244

VII. Das Bedürfniß nach Anerkennung und die Beschränkung des Begriffs: Publikum. Das innere Gesetz des Schaffens. Bemerkungen über eine mögliche Eintheilung des Stoffs 246

VIII. Rückkehr in die Heimath 249

IX. Befriedigung nach gelöster Aufgabe 251

X. Ein Urtheil Sternbergs über Van der Nees. Eine Mittheilung A. v. Humboldts 251

XI. Wie gern man den einen Fehler mittels eines andern versteckt. Die ersten Eindrücke des neuen Romans. Selbstbescheidung 253

Seite

XII. Zeitmahnungen. Pietismus und Zelotismus 255

XIII. Oeffentliche Kritik und eigene Ueberzeugung. Die Regungen des Deutsch-Katholizismus. Der Tod des Professor Steffens 257

XIV. Die deutsch-katholische Bewegung. Die Nichtigkeit der Tages-Kritik und die Selbsttäuschung der Kritiker . . 259

XV. Die Schicksale des Buches. Neue Freunde und alte Feinde 261

XVI. Besuch in Warmbrunn 264

XVII. Die Gabe der Produktion und ihr Mißbrauch 265

XVIII. Ergebung in den Willen Gottes. Verzicht auf fernere Produktion 268

XIX. Körperliche Leiden und gefaßte Ergebung. Die Unzulänglichkeit des zersetzenden Verstandes. Aufgabe und Wirkung ächter Poesie 270

XX. Ein Urtheil über Lucretia Tornabuoni 276

XXI. Neue Hoffnungen 277

XXII. Verlust einer treuen Freundin 279

XXIII. Ernste Mahnungen. Letzte Hoffnung 280

Schluß.

Die letzten Augenblicke und das Hinscheiden der Frau Henriette Paalzow 285

Die Todes-Botschaft 286

Die Verfasserin von Godwie-Castle.

Eine biographische Skizze.

Henriette Wach war die Jüngste von drei Geschwistern und wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin geboren. Ihre Eltern lebten daselbst in sehr einfachen Verhältnissen, in denen der Vater, neben einer schönen und frommen Mutter, ein strenges Regiment führte. Derselbe bekleidete den Posten eines Kriegsrathes und war ein tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte — der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog.

Nach der damaligen Sitte lebte die gesammte Familie in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte sich der Familienkreis noch um die Magd, die am schnurrenden Rädchen zugleich mit

der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Wenn sich dann Alle um das Licht drängten, bei dem der Vater oben am Tische las — war es der kleinen Henriette Gewohnheit, sich ein Fußbänkchen in die Ecke zu stellen und sich dort stundenlang, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, Geschichten zu erzählen, die sie selbst erfand. Niemand war indeß da, der diesen Hang beachtete oder nährte. Nur der Vater erzählte zuweilen in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte und deren noch wunderbarere Erfüllung und hinterließ damit den empfänglichen Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck, der ihre Phantasie und ihren Verstand zugleich anregte. Dies geschah aber nur sehr selten. So verging Tag auf Tag und kaum unterschied sich einer vom andern, da nur der Vater mit der Welt in Verbindung stand, aber wenig dort erlebte, was er in seiner gewöhnlichen ernsten Schweigsamkeit passend hielt, in sein Haus zu übertragen. Später selbst, als die Sehnsucht der Kinder, diesen engen Kreis zu durchbrechen, ihnen selbst unbewußt, in einer nicht zu stillenden Wißbegierde sich bekundete — pflegte der Vater streng all dergleichen mit den Worten zurückzuweisen: „Ein Mädchen, was waschen und plätten und stricken und nähen kann, und außerdem noch lesen und schreiben gelernt hat, weiß genug, um durch die Welt zu kommen, und alles Andere sind hochfahrende Gedanken, die ich nicht liebe.“ Damit

war man denn auf lange Zeit abgefertigt. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Wilhelm Wach, wurde bald eine Ausnahme gemacht, und besonders sein auffallendes Zeichnentalent früh schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. So war dieser es denn auch, der aus seinem Verkehr mit der Welt und den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Schwestern allerlei zutrug, welche sich dann ganz in der Stille sehr mit Vocabeln und einigen französischen Redensarten quälten. Letztere wurden der kleinen Henriette besonders entsetzlich schwer und sie pflegte später oft zu sagen: „Wenn ich mich nicht so tödlich gelangweilt hätte, so hätten diese französischen Studien eigentlich meine Begierde zu lernen ersticken müssen; so aber war selbst diese Qual eine Wonne für mich."

Ich weiß nicht genau zu sagen, ob sich diesem vereinzelten Lernen später noch ein Unterricht in der Geographie und Geschichte zugesellte — sicherlich war er dann eben so unvollkommen wie aller andere, da der Stachel: in der Jugend Versäumtes eigentlich nie nachholen zu können, Henriette bis an's Ende quälte, wie sehr sie sich auch bemühte, die Lücken auszufüllen.

So wuchs Henriette Wach doch eigentlich in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, obwohl sie sich dieses Mißverhältnisses erst spät, und ohne dadurch in der Liebe zu ihren Eltern beirrt zu werden, inne ward — und

lediglich aus der eignen Schöpferkraft einer glücklichen Natur bildete sich im Gegensatz zu jenen Verhältnissen die schwärmerisch bewegte Seele eine Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der ihr äußerlich gegebenen, und in dieser Richtung ward sie, da die ältere Schwester, bereits früh verheirathet, aus dem häuslichen Kreise geschieden war, von dem Bruder unterstützt. Beide gaben sich in der vollen Kraft der Jugend ahnungsvoll einem idealen Leben hin, welches sie für immer von der guten alten Zeit emancipirte.

Inzwischen brachte die Franzosenzeit doch auch manche Veränderung in die Form des äußern Lebens; es war geradezu unmöglich, bei der allgemeinen Bewegung sich gegen jede Berührung mit der Welt abzuschließen. Eine besondere Quelle des Glücks aber entsprang für Henriette aus dem Umstande, daß ihr Bruder durch immer bedeutendere künstlerische Leistungen sich auszeichnend, sich damals im Hause des Vaters ein Atelier gründete. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen, so daß dieselbe als ein nicht mehr zu Entbehrendes in ihr Bewußtsein überging.

Begierig genoß Henriette, was sich ihr in diesem erweiterten Kreise darbot und wollte der Vater auch zuweilen darüber zürnen, so besänftigte sie ihn mit den Worten: „Was willst du machen! hab' ich nicht alles pünktlich besorgt, was meines Amtes ist?“ Und darin

hatte sie recht. Denn sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, nie etwas von ihren häuslichen Geschäften zu versäumen, um ihren eignen Interessen nachzugehen.

So wurde nach und nach die Sehnsucht nach Leben und Bewegung etwas gestillt und viele Räthsel lösten sich in Frage und Antwort wie von selbst, die ihr suchender Geist für sich allein nicht zu lösen vermocht hatte. Begierig las Henriette, was sie aus der alten und neuen Literatur bekommen konnte und nie habe ich Jemanden mit größerer Dankbarkeit von Menschen und Büchern, die ihr zur Erweiterung ihres Gedankenkreises oder zur Berichtigung verkehrter Auffassung verholfen hatten, sprechen hören, als Henriette Wach. Immer mehr bildete sich indeß auch aus ihr selbst ein entschiedenes Urtheil heraus und ihre von einem auffallenden Scharfblick unterstützte feine Combinationsgabe lernte bald das Gute vom Mittelmäßigen und Schlechten mit ungeheurer Sicherheit absondern. Diese fortschreitende Entwickelung entging ihren Eltern nicht — aber sie erfüllte dieselben eher mit Sorge als Freude, ohne daß sie vermochten, dem entschiedenen Gepräge ihres Charakters und Geistes mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Dazu kam, daß Henriette nachgerade auch zu den Erwachsenen gezählt werden mußte und daß Manches, was man an ihr tadelte, nicht mehr dem „kindischen Wesen" früherer Jahre zugeschrieben werden durfte. Auch mußte sie vor Auf-

regungen geschützt werden, da eine scrophulöse Anlage ihres Körpers jetzt in eine völlig auszehrende Krankheit überzugehen drohte. Jedoch ging diese Gefahr vorüber und zeigte sich bald als eine wohlthätige Krisis, nach deren Ueberwindung aus dem kränklich blaßgelben Aeußern eine ungewöhnliche Schönheit der Farbe sich entwickelte. Henriette war sehr groß geworden — man konnte sie zwar nicht eigentlich anmuthig nennen — aber die Tiefe und die bewegte Ruhe ihres Geistes beherrschte auch ihren Körper und in jeder Bewegung drückte sich das ursprünglich Edle ihres Wesens aus. Was sie empfand und dachte sagte sie mit rückhaltsloser Offenheit, und wenn sie mit Begeisterung für einen Gegenstand glühte, wußte sie diese Empfindung mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit und wunderbar schönen Ausdrucksweise zu entwickeln.

Um diese Zeit traf die Prinzessin Wilhelm von Preußen unsre Henriette im Atelier ihres Bruders, von dem sie sich malen ließ und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens angezogen, daß sie bei jedesmaligem Besuch um die Gegenwart desselben bat. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Begeistert für alles Schöne und Hohe, nährte Henriettens Seele eine glühende Liebe zu dieser edlen Frau — und nach und nach befestigte sich in Beiden eine Zuneigung und wahre Freundschaft, die für's Leben dauerte und die

auf Henriette einen nachzuweisenden Einfluß bis zum Ende ihres Lebens übte. — So öffneten sich die Pforten immer weiter, durch die das Leben zu ihr einströmte und auch unter Altersgenossen lernte sie die unschuldigen Freuden kennen, die der Jugend gehören. Zwar trat sie seltener wie alle Andern in diese Kreise, aber doch oft genug, um manches Band dort zu knüpfen und immer neue Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gesichtskreises zu finden. Der Vater schalt zwar auf die vielerlei vornehmen Bekanntschaften, aber die sanfte Mutter machte stets die Vermittlerin und alle derartigen Kämpfe wurden schneller geschlichtet als sonst.

So brach das Jahr 1813 herein und Henriettens Freundeskreis wurde gewaltsam gesprengt. Nicht dem Bruder allein drückte sie mit Begeisterung die Waffen in die Hand. Daß der Krieg viel Sorgen und Noth auch in ihr Haus brachte, merkte Henriette kaum, ihr Herz flog den Kriegern nach. Sie hätte sich selber gern hingegeben für die heilige Sache und bald sollte sie ein größeres Opfer bringen als das eigne Leben. Der Krieg, kaum begonnen, warf die ersten frischen Keime zukünftigen Glückes dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoos. Sie hatte die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit zu begraben. Damals fand sie in der Zurückgezogenheit ihrer Eltern Trost und Erquickung für ihren frischen Schmerz und als später

die herrliche Siegesbotschaft kam, fühlte Henriette sich durch das schwerste Opfer dieses Sieges theilhaftig, so daß eine verklärte Freude aus ihren Augen leuchtete. Sie verlangte nichts mehr vom Leben und schloß ab mit ihrer Jugend, mehr wie je in sich selbst zurückgehend und dort Ruhe und Friede suchend. In dieser Zeit griff Henriette oft zur Feder, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Aber nichts genügte ihr darin und was entstand wurde wieder verworfen. So ist auch wenig aus dieser Zeit aufbewahrt, und was ich davon las, trug den Stempel eines nach Erkenntniß ringenden Geistes, dem es schwer ward durch die Fülle des Stoffes und die schwärmerische religiöse Stimmung zur Klarheit durch zu dringen. Es entstand darüber oft eine große Traurigkeit in Henriette und sie flüchtete sich bald wieder auf das Gebiet positiven Lernens. Auch hier beklagte sie sich oft über eine außerordentliche Schwerfälligkeit. Diese hatte einerseits in dem mangelhaften Unterricht ihren natürlichen Grund; dann ist sie aber dem Genie überhaupt nicht selten eigen, da es schnell Ursache und Wirkung erkennt, aber in seiner elektrischen Bewegung nicht die ganze Stufenleiter langsamer Gedankenentwickelungen verfolgt und namentlich gern alles fortläßt, was sich auf das Trockene, Mechanische bezieht. Dennoch bleibt in solchen Menschen die Sehnsucht danach, bis es ihnen gelingt, einen Bau mit

feſtem Fundament vor ſich zu ſehen. Mit wahrer Leidenſchaft erfaßte Henriette die Muſik, und weil ihr da ein guter Lehrer zu Hülfe kam, namentlich das Studium des Generalbaſſes. Sie machte auch Fortſchritte; componirte ihre Lieblingslieder ganz meiſterhaft und bildete ihre ſchöne umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus.

So vergingen Jahre und es rückte endlich eine Zeit heran, die Henriette aus dieſem innerlichen Leben wieder mehr in die Welt zog. Sie heirathete.

Die Beweggründe zu dieſem Schritt lagen nach Außen in dem Wunſche ihrer Familie — nach Innen in der Selbſttäuſchung eines edlen Herzens, dem es leicht wird, nach einem ſchweren Verluſt wenigſtens noch glücklich zu machen, wenn man es auch für ſich aufgiebt, glücklich zu ſein. So hat Henriette Wach mir oft dieſen Schritt bezeichnet, — und welche andre Motive auch noch hinzu kamen und wie auch nach Außen vieles anders ſcheinen mochte — gewiß iſt, daß der Irrthum dieſer Handlung ſich nur zu bald erwies, und daß Henriette ſchwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte ſie fern von Berlin in Weſtphalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerſt eine völlige Reſignation und die Neuheit dieſes Lebens keinen innern Zwieſpalt aufkommen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verſtrichen,

als schon die ersten Symptome inneren Zwiespalts an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur noch die Wahl blieb: daran zu Grunde zu gehn oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte bald über alle sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Scrupel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte.

So kehrte Henriette nach Berlin zu ihrer Mutter zurück, die nach dem Tode des Vaters und der Reise Wilhelm Wach's nach Italien, allein dort lebte. Henriettens ernste und würdevolle Haltung besiegte bald die Vorurtheile, die in damaliger Zeit der Stellung einer geschiedenen Frau entgegenstanden. Ruhig und ihrer selbstbewußt betrachtete sie die Vergangenheit und zwang die Menschen, ihr ihre Achtung nicht zu versagen, immer mehr einer Zukunft entgegen reifend, in der sie nach reichen und schweren Lebenserfahrungen sich selbst in ihrer eigensten Natur wiederfand und den Irrthum ihres Lebens versöhnte, indem sie sich daraus gerettet fühlte.

Sie schloß sich zunächst den Anforderungen des kleinen und beschränkten Lebens an, welches ihre alternde Mutter führte, und brachte dardurch ihren Grundsatz: „daß Einem nichts zu gering scheinen dürfe, um es nicht so gut als möglich zu machen“ in volle Anwendung. Wie lange dies Leben dauerte, kann ich nicht genau sagen, aber erst der Tod der Mutter endete dasselbe. Ungefähr zur selben Zeit kehrte Wilhelm Wach aus Italien zurück und den Geschwistern wurde ein Traum ihrer ersten Jugend erfüllt, als sie sich entschlossen, ein Haus zu beziehen und ein gemeinsames Leben zu beginnen. Die verwandte Richtung ihres Geistes und Geschmackes gab demselben bald einen Reichthum, über welchen die Wünsche dieser beiden Künstlerseelen nicht hinausgingen und auch den Beobachter mit jenem Hauch bewegten Friedens anwehte, der nur aus dem Verein von Arbeit und Genuß erzeugt werden kann. Selbstständig und frei, wurde auch ihr äußeres Leben immer mehr ein Abdruck ihres Geistes. Vorzugsweise mit ernsteren Studien beschäftigt, suchte Henriette auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hinein zu ziehn und besonders der freundschaftliche Umgang mit Wilhelm v. Humboldt und seiner Familie wurde von beiden Geschwistern mit großer Liebe cultivirt. —

Nicht also in Kampf und Entbehrung, sondern in

harmonischer Ruhe wurde ihr Dichtertalent geboren; denn um diese Zeit fing Henriette, von innerer Nothwendigkeit getrieben, zu schreiben an, und der Genuß dieses geheimen Schaffens bildete mehr und mehr den Kern ihres damaligen Lebens. Es entstand, von Niemand gewußt oder geahnt, das erste Werk ihrer Feder, und dasselbe wurde, neben dem freudigen Bewußtsein einer vollendeten Arbeit, zugleich mit dem traurigen Gefühl in dem Schreibtisch verschlossen, daß ihr Talent in diesem Erstling sich auch erschöpft habe. Längere Zeit hindurch beharrte sie bei diesem Gedanken; denn eine schmerzhaft verzehrende Krankheit fing an, sich in ihrem Körper zu entwickeln, und die vor Kurzem noch lebensfrische Frau beschäftigte sich fast nur mit ihrem Tode. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation nothwendig, die sie wie alle damit verbundenen physischen und geistigen Leiden mit wahrem Heldenmuth ertrug; sie setzte es durch, daß Niemand außer einer ihrer Freundinnen etwas davon erfuhr, bis die Marterstunden vorüber waren und ihre elastische Natur den Sieg über den Tod davon getragen hatte.

Als Henriette zur Feier ihrer Genesung zum erstenmal wieder in einem ihr sehr befreundeten Familienkreise den Abend zubrachte, holte sie zum Erstaunen Aller ihr Manuscript hervor und fing an, es mit ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise vorzulesen, bis sie durch einen nicht

mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde.

Dieser Abend wurde entscheidend für das Schicksal des Werkes, und wie sehr die Verfasserin es auch unterschätzte und wie verwirrt sie bei dem Gedanken wurde, dasselbe jemals gedruckt zu sehen: ihre Freunde ließen nicht nach, bis sie endlich einwilligte, das Urtheil eines gebildeten Buchhändlers darüber einzuholen.

Diesen ersten Schritt zur Oeffentlichkeit hat Henriette mir oft als einen letzten Kampf mit ihren Jugendeindrücken geschildert und die Macht der Gewohnheit und Erziehung daran erkannt. Besonders ward sie vom Zorn ihres Vaters, der in einem solchen Schritte eine Verletzung der Weiblichkeit gesehn haben würde, Tag und Nacht im Geiste verfolgt, und sie hat wirklich Zeit gebraucht, um eine geheime Unruhe zu besiegen, die ihr wie das Zeugniß eines Unrechts erschien. Erst nach mehreren Monaten, während welcher ein lang hingehaltenes Nervenleiden zum Ausbruch kam, willigte sie in die Herausgabe des Werkes und erwartete ruhig den Erfolg. Es ist bekannt, daß der Name der „Verfasserin von Godwie-Castle" lange ein Geheimniß blieb, wie es der Wunsch derselben war; als sie aber Berlin zur Aufhilfe ihrer Gesundheit für länger als ein Jahr verließ, folgten ihr die Vermuthungen bis an den Rhein und das Leugnen half endlich nichts mehr. Das Werk hatte in jener

Ebbezeit der Literatur zu viel Aufsehen gemacht, und als die Verfasserin im Herbst 1837 von Cöln zurück kam, wußte sie ihren Verehrern und Verächtern mit freier Stirn entgegen zu treten. Die in einer absichtlichen Weise lobenden oder tadelnden Kritiken gingen spurlos an ihr vorüber; sie verhielt sich zu dem Werke so objectiv, daß derlei Unwahrheiten sie weder blenden noch einschüchtern konnten. Wie sie selbst den höchsten Maaßstab daran legte, suchte und fand sie auch ehrliche Beurtheiler, deren tieferes Eingehn sie belehrte und ermuthigte. Auch traurige Erfahrungen fehlten nicht; neidische Freunde wurden ihre Feinde — aber immer nur hatte Henriette dabei ein wahres persönliches Gefühl, nie kämpfte sie öffentlich dagegen und erwartete ruhig, ob die Sache Sieger bleiben würde oder nicht.

Dieser lebendige Verkehr mit Menschen, dies ganze unendlich anregende Leben seit ihrer Rückkehr, eröffnete wieder eine neue Welt für Henriette und mit tiefer Befriedigung fühlte sie in ihrem Talent alle Sehnsucht ihres Geistes gestillt. Jetzt ahnte sie bereits, daß dasselbe mit ihrem ersten Werk nicht begraben sei, und in einsamen Stunden gab sie bald neuem Stoffe neues Leben. Im Jahre 1839 erschien St. Roche.

Wie anders war die Stimmung und Stellung der Dichterin dem Erscheinen dieses zweiten Werkes gegen-

über! Alle inneren Kämpfe lagen weit hinter ihr und der gesteigerte Enthusiasmus war nunmehr eine reine Freude für diejenige, die trotzdem der strengste Richter über ihre Arbeit blieb.

Mit Ehren aller Art überhäuft, öffneten der Gefeierten sich auch die Salons der vornehmen Welt und ihr eigenstes Wesen bewahrend, fand sie immer etwas auf diesen Wegen, was sie anregte und ihre Erfahrungen erweiterte. Nicht aus Vorurtheil, sondern aus dem tiefsten Bedürfniß nach Schönheit, war sie bis in die Fingerspitzen hinein eine Aristokratin und liebte daher sich unter ihres Gleichen, der äußern Form nach wenigstens, zu bewegen. Aber auch wenn sie allein war, war sie die vornehme Frau und selbst im Verkehr mit ihren Armen, wo ihr Auge von Milde und Menschlichkeit leuchtete und es dem Beobachter scheinen konnte, als sei dies ihr eigenstes Element, verleugnete sich dieser Eindruck nicht, ohne jedoch das Vertrauen zu verhindern und die Liebe zu schwächen.

Nur selten sah sie größere gesellige Kreise bei sich, aber immer waren dieselben gut combinirt und besonders lebhaft und angeregt. Künstler, Dichter und Gelehrte fehlten nie. Das häusliche Leben mit ihrem Bruder, mit einigen nahen Freunden und ihre Arbeitsstunden gingen ihr über Alles. Dennoch gab sie sich diesem Genuß nie so sehr hin, daß er störend auf ihr übriges

Leben wirkte — nie erlaubte sie sich den lästigsten Besuch deshalb abzuweisen, wenn auch oft an einem Morgen solche Unterbrechungen auf einander folgten. Sie gehörte dann ganz den Menschen, die sie vor sich hatte und schloß sich den Interessen an, die sie mitbrachten. Waren das keine allgemein anregenden, so hatte sie auch für alles Persönliche immer die volle Theilnahme und allerlei guten Rath in Bereitschaft. Nie machte sie einen Einfluß geltend, der sich die Herrschaft anmaßte — wohl aber erkannte sie bald die Vernunft, die aus der Sache selbst entsprang und versuchte dieser Geltung zu verschaffen. In solcher Weise hat sie unendlich viel gewirkt und manches schwere Lebensräthsel ihrer Freunde lösen helfen.

Beim Entstehen des Thomas Thyrnau habe ich oft die große Leichtigkeit bewundert, mit der sie schrieb. „Meine Arbeit ist auch nicht schwer dabei", pflegte sie auf solche Aeußerungen zu erwiedern, „stehen doch Alle um mich her und dictiren mir, so daß ich oft nicht schnell genug schreiben kann." Dabei hatte sie nur den äußeren Umriß des Ganzen im Kopf und ließ das Uebrige sich unter ihrer Feder entwickeln. Ganze Situationen und Scenen entstanden so, ihr selbst zur Ueberraschung, und machten sie neugierig auf das, was noch kommen würde. Daher die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse

der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Nie ließ sie sich durch Stimmungen vom Schreiben abhalten; vielmehr wußte sie sich in dieser Hinsicht so zu beherrschen, daß selbst ihre zunehmende Kränklichkeit keine Macht über sie hatte. Das Bedürfniß nach Maaß und Harmonie war so groß in ihr, daß sie sich gewöhnt hatte, alles innerlich Erlebte an seine rechte Stelle zu setzen und jede Uebertreibung des Gefühls, die ihrer Natur zuwider war, daraus zu entfernen. Mit ihrer Zeit machte sie unendlich viel und die Regelmäßigkeit und die damit verbundene Einfachheit ihres Lebens war auch der Abdruck ihres Geistes. Nie erlaubte sie sich bis spät in die Nacht hinein oder gar im Bett zu lesen und stand regelmäßig um dieselbe Zeit, ziemlich früh, wieder auf. Am Nachmittag schrieb sie nie oder doch nur dann, wenn einmal gar nichts fertig geworden war — sonst war sie die ersten Morgenstunden am fleißigsten und meinte, man müsse solche Grundlage für den Tag haben. Sie dabei zu beobachten, war ein seltener Genuß! Das edle, blaße Gesicht mit den gesenkten Augen, die der schnellen Bewegung der schreibenden Hand folgten — dazu die schwarze Kleidung, die sie immer trug und die so ganz zu ihrer ernsten Erscheinung paßte und ringsümher die Schönheit und Stille einer geistathmenden Umgebung — das war ein Bild wohl werth in den Herzen Vieler aufge-

nommen zu werden! Und doch ist sie nur selten, wie alle Erscheinungen, die sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, ganz verstanden worden!

Nach der Herausgabe von Thomas Thyrnau vergingen Jahre, in denen die Verfasserin so krank war, daß jeder Sommer einen langen Badeaufenthalt nothwendig machte, und sie nur wenig oder gar nicht zum Schreiben kam.

Als im Jahr 1844 endlich Jakob van der Nees erschien, ist viel Widersprechendes darüber gesagt und geschrieben worden und nur Wenige erklärten sich entschieden dafür. Es ist hier nicht der Ort, um näher auf Ursache und Wirkung dieser Erscheinung einzugehen, aber gewiß ist, daß keiner das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, der überhaupt ein tiefer gehendes psychologisches Interesse dabei hat, einen Charakter bis in die geheimsten Falten hinein zu verfolgen, der von vornherein nichts Anziehendes hat. Und des Anziehenden war doch wahrlich genug; man braucht nur der herrlichen Gestalten des Montrose und der Urica allein zu gedenken! — Wie die Stimmung der Dichterin der des Publikums gegenüber sich verhielt, wird man aus dem früher Gesagten entnehmen und ich kann hier darüber hinweggehen, um Wiederholungen zu vermeiden. Gewiß ist nur, daß sie das Werk von innerster Nothwendigkeit getrieben grade so schrieb, wie es wurde, und

daß sie es mit diesem Bewußtsein ruhig wie die vorhergehenden seinem Schicksal überließ.

Sie erlebte danach bei größerem körperlichen Wohlsein ein glückliches Jahr — und dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie die vorherrschende ernste Richtung ihres Geistes ohne an Tiefe zu verlieren, immer mehr zu einer gleichmäßigen Heiterkeit sich verklärte und oft in eine neckisch fröhliche Laune überging, die den Reiz ihrer Nähe nur noch erhöhte. Aber diese Aussicht auf ein schönes, heitres Alter sollte bald getrübt und zerstört werden. Im Herbst 1845 verlor unsre Dichterin ihren Bruder nach fünftägiger Krankheit und fühlte mit seinem Tode ihr Leben so gewaltsam zerrissen, daß sie meinte, dieser Schmerz müsse sie vernichten. Dennoch kämpfte sie noch zwei Jahre mit einer langsam zunehmenden Unmöglichkeit ihres Körpers diesen Schlag zu überwinden, wie sehr auch ihr Geist sich aufraffte um Sieger zu bleiben. Wie ein Abschiedsgruß an's Leben sendete er noch einen Strahl aus und was sie damals schrieb, trug den Stempel einer auf den Höhenpunkt gebrachten Schöpferkraft. Aber das Körperliche wollte sein Recht — und so gab sie mit Bewußtsein ein Dasein hin, was sie mit Bewußtsein beherrscht hatte. Bis zum letzten Tage fast blieb ihr in freien, schmerzlosen Momenten die Klarheit des Gedankens, die ihr so eigen war, und in dieser schönen Ruhe sehnte sie sich nun auch das Räthsel

des Todes zu lösen. Im Herbst 1847 starb sie nach unsäglichen Leiden und lebt in Denen unsterblich weiter, die sie wahrhaft verstanden und liebten. K.

Frau Henriette Paalzow, geb. Wach, (deren Charakterbild in liebevollster und doch wahrster Auffassung einer getreuen Freundin, die vorstehende Skizze aufstellt) folgte am 30. Oktober 1847, um Mitternacht, nach langen erschütternden Leiden, die sie standhaft ertrug, ihrem Bruder, Wilhelm Wach, Professor an der Königl. Akademie zu Berlin, in das Jenseits.

Ein einfacher, schmuckloser Zug geleitete am Frühmorgen des 3. November die irdischen Reste hinaus auf den nahe gelegenen Friedhof, wo die Dichterin zur Seite des geliebten Bruders hinabgesenkt ward in die heimathliche Erde der Stadt, welche zuerst Zeuge ihrer literarischen Triumphe wurde, deren buntes Getriebe ihr vergönnt war, auf einige Augenblicke zu unterbrechen, um die allgemeine Aufmerksamkeit ihr, der ungenannten Dichterin, zuzuwenden. (Köln. Z. 1847.)

Godwie-Castle.

1835.

I.

(Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans „Godwie-Caſtle." Der Verfaſſer will unbekannt bleiben.)

Ein Autor, der ganz unbekannt iſt und unbekannt zu bleiben die Abſicht hat, ſendet Euer Wohlgeboren einen Auszug aus dem Manuſcript eines Romans und bietet Ihnen dieſen zum Verlage an.

Das Manuſcript iſt entſtanden ohne die Abſicht es je drucken zu laſſen. Es iſt mehr wie Memoiren anzuſehen, welche Jemand über Menſchen, Verhältniſſe und Zeiten, die er erlebt oder empfunden, ſich ſelbſt zur Verdeutlichung dieſer Zuſtände notirt hat. Die Bruchſtücke wurden nur Freunden mitgetheilt und dieſe ſind es eigentlich, welche auf den Druck beſtehen.

Ich erſuche Euer Wohlgeboren ganz ergebenſt dieſen Standpunkt der Arbeit im Auge zu behalten, weil er für die Beurtheilung der richtige iſt und jeder literariſchen Arbeit den eigenen Reiz der Abſichtsloſigkeit giebt.

Sollten Sie auf den Verlag eingehen, ſo wird für den gedruckten Bogen ein Honorar von — erbeten.

Ihre Antwort senden Sie unter Couvert des Herrn W. Wach, Professor der Akademie der Künste und Hofmaler in Berlin.

Berlin, 6. November 1835.

II.

(Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität.)

Der Autor der Euer Wohlgeboren zugesendeten Manuscript-Hefte hat mir aufgetragen Ihnen sein Vergnügen auszudrücken, daß Sie die Annahme seines Werkes in Ihren Verlag beschlossen haben. Ihr Lob und Ihr Tadel waren ihm gleich sehr interessant.

Mit Sorgfalt ist er beschäftigt in Ihrem Sinne das Ganze noch einmal durchzugehen; es wird geschehen, was Ihr Rath angeregt und sich mit der Ueberzeugung des Autors ausführen läßt. Er bittet Sie indeß die Vorrede zu lassen, die, wenn Sie nicht bestimmte Gründe dagegen haben, er vorgedruckt wünscht.

Zu seinen besondern Privat-Gründen, das tiefste Geheimniß über den Namen des Autors walten zu lassen, fügt sich ein neuer noch nicht gekannter und erwogener Reiz hinzu: nämlich in Bezug auf die Kritik. Für sämmtliche Mitwissende glaubt der Autor sich ver-

bürgen zu können, und mit dem schnell gefaßten Vertrauen, welches der Gebildete dem Gebildeten schenkt, würde er Ihnen gleich jetzt das so ängstlich behütete Geheimniß des Namens anvertrauen, wären für den Augenblick nicht noch Gründe vorhanden, die es ihm unmöglich machen. Später nimmt er Ihr ihm vollkommen genügendes Wort in Anspruch und zählt sie sodann mit Freuden zu dem kleinen Kreise bewährter Freunde, denen der Name vielleicht den Werth der Sache nicht verringern wird. Das Ganze des Honorars wünscht der Verfasser nach vollendetem Druck zu empfangen.

Indem ich mich hiemit der Aufträge des Verfassers entledigt habe, soll ich noch in seinem Namen vielen Dank sagen, daß, nachdem Sie das Manuscript gelesen, Sie sich die Mühe gegeben haben so umständlich darauf einzugehen und zu antworten.

Berlin, 28. November 1835.

W. Wach.

III.

(Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode, ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modifiziren.)

Ihr geehrtes Schreiben vom 24. Dezember an Herrn Professor Wach beantworte ich selbst in der festen Vor-

ausſetzung, daß das mir für ſpätere Zeit geleiſtete Verſprechen, meine Anonymität bewahren zu wollen, Sie auch jetzt ſchon binden wird, wo ich Ihnen, wenn auch noch ohne Namen, durch Handſchrift und eigne Mittheilung näher trete. Ich bitte daher, dieſen Brief nicht aus der Hand zu geben und großmüthig jede Muthmaßung oder Nachforſchung aufzugeben, bis ich die Ehre haben kann, mich Ihnen ſelbſt darüber anzuvertrauen.

Dagegen wiederhole ich noch einmal auf das allerbeſtimmteſte die früheren Verſicherungen des Herrn Profeſſor Wach, daß das Euer Wohlgeboren übergebene Werk ein Original iſt,*) wie nur je eines exiſtirt; in Plan, in Ausführung vollkommen ſo entſtanden, wie die Vorrede es angibt, keine andern Stützen ſuchend, als geſchichtliche Daten. Die Vorrede, die im Fall eines Verraths, der mir wegen meiner Stellung faſt unerträglich wäre, meinen Charakter repräſentiren ſollte, bitte ich Sie als Bürgſchaft meines Wortes anzunehmen, und Profeſſor Wach, deſſen Ruf Ihnen keinen Zweifel laſſen wird über eine ernſtlich wiederholte Verſicherung, will dies gern noch einmal beſtätigen.

*) Die engliſche Färbung des Werkes, hatte nämlich in dem Verleger den Zweifel entſtehen laſſen, ob es Original oder Ueberſetzung aus dem Engliſchen ſei; er bat um Auskunft, bemerkte aber zugleich, daß er daſſelbe, auch wenn es eine Ueberſetzung wäre, unbedenklich in Verlag nehmen würde.

Der fernere Inhalt Ihres geehrten Schreibens ist schwerer zu beantworten, — er hat mannigfache Besorgnisse in mir angeregt. Einem Puristen der deutschen Sprache das Ganze zu übergeben würde ich augenblicklich bereit sein, die Unzulänglichkeit meiner eignen Fähigkeit gern anerkennend, da nur zu häufig durch den gewöhnlichen Gebrauch, der so strenge Anforderungen nicht macht, Nachläßigkeiten und üble Gewohnheiten einschleichen. Aber mit größerem Bedenken würde ich das Angreifen der einzelnen Ausdrücke, der Constructionen, des Stils überhaupt ansehen. Der Stil — die oft, wie mir gar wohl bekannt ist, schwerfällige Construction, die Wahl abweichender, vielleicht ungewöhnlicher Worte; sie gehören doch zum Lebensmark des Ganzen! Ich bin mir der Art des Stils sehr wohl bewußt; er ist nicht, wie man ihn als unserer Zeit angehörend fordern könnte, er ist weit von der Nachahmung oder Nachstrebung der hohen klassischen Vorbilder moderner Literatur entfernt; er kann weder an die lichtvolle Klarheit Göthe's erinnern wollen, noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's, gleich entfernt ist er von der ironischen Popularitäts-Sprache Tieck's und von aller Nachahmung dieser von diesen Herren gebildeten Schulen und der einzeln daraus hervorgetretenen Autoren. Der Gegenstand hat den Stil gebildet, nothwendig gemacht; er ist im Schreiben selbst und während ich mich in die Zeit versenkte, die ich

schilderte, entstanden. Einzelne Personen mußten dies Wort sagen, zu ihrer Individualität paßte die lange oder schwere Periode; wie ein heller Flecken auf einem dunklen Kleide stünde ihnen die klarere, elegantere Redeform! Ich könnte, bei einer Umänderung, den Schmerz empfinden, den uns das Leben aufspart, wenn wir uns liebe Menschen, deren Charakter wir ehrend anerkennen, unsrer Voraussetzung zuwider handelnd oder sprechend auftreten sehn. Dieser Stil, der nicht mein Stil ist, sondern der, der von dem Gegenstand bedingt ward, ist wie der barocke Rahmen eines Bildes, auf dem die Damen in steifen Spitzenkragen und schweren Stoffen, die Männer im Baret und spanischen Mantel ruhig hervorblicken. Wer könnte da leichte Säulen, zierliche Kapitäle als Einrahmung denken. Ich fürchte vor Allem einen Literaten, der mit der vorgefaßten Absicht an das Werk geht, daran zu ändern; nur in den dringendsten Fällen würde ich ihm dies Recht zugestehen; dagegen wahrhaft beruhigt mich finden, ihn als Puristen der deutschen Sprache das Ganze beleuchten zu sehen.

Berlin, den 28. Dezember 1835.

IV.

(Ueber die Correktur von Godwie-Caſtle.)

Ew. Wohlgeboren beehre ich mich hierbei die beiden folgenden Theile des bewußten Manuſcripts zu überſenden, und mich in Ihre ferneren Anordnungen fügend, wiederhole ich nur noch einmal meine dringendſten Bitten, eine ſolche Korrektur recht ſpeziell unter Ihrer Aufſicht vornehmen zu laſſen.

Rechnen mir Ew. Wohlgeboren dieſe ſich immer gleich bleibenden Befürchtungen nicht als ein Mißtrauen an, welches Sie berechtigt wären bereits gemäßigter zu erwarten, — es iſt vorzüglich die entſchiedene Abneigung gegen einen fremden Einfluß, dem ich ſelbſt Vorzüge nicht verdanken will, die ich nicht ſelbſt im Stande war, meinem Werk zu verleihen. Wie Sie es jetzt erhalten, ſo iſt es mein! kein Wort, kein Gedanke iſt mir geliehen. Dies war mir ein wohlthuendes Gefühl, und ich fürchte es zu verlieren, und fühle mich weniger gerüſtet, Lob zu hören, was ich mir nicht mehr allein zurechnen könnte, als Tadel, auf den ich gefaßt war.

Ich ſpreche mich Ihnen ſo wiederholt darüber aus, um wo möglich Ihre Theilnahme für dieſe Charakterrichtung zu gewinnen und Ihre Vorſchriften für den Literaten, der die Correktur übernimmt, ſo bedingt als möglich zu ſtellen.

Berlin, den 9. Januar 1836.

V.

(Ablehnung eines Einwandes, die Schilderung Mazarins betreffend.)

Mit besonderem Danke sende ich Euer Wohlgeboren die beiden korrigirten Lagen des Manuscripts zurück, und bin in diesem Sinne, bei fortgesetzter strenger Beobachtung der bis jetzt fest gehaltenen Grenzen, mit der weiteren Durchführung der Korrektur ganz zufrieden.

Mazarini's Schönheit ist mir allerdings bekannt, doch hatte ich alles auf ihn Bezügliche früher geschrieben, als sich dies mir aufnöthigte und allerdings einen unangenehmen Widerspruch machte. Aber ich gestehe ein, daß es mir schwer ward, auf die psychologischen Erscheinungen, die ich, gerade durch eine solche Persönlichkeit bewirkt, aufgestellt hatte, zu verzichten. Ich suchte darauf hinzudeuten, als habe er mit Willen seine Gestalt zurückgedrängt; ich fühle wohl, es ist nicht ausreichend, und scheint es Ihnen ein zu großes Hinderniß, müßte ich es zu motiviren suchen.

Ganz einverstanden bin ich mit Ihrem liebenswürdigen Vorwort und kann nur wünschen, daß meine späteren Recensenten Ihren ehrenden Ausspruch unterschreiben mögen.

Berlin, den 24. Januar 1836.

VI.

(Poetiſche Conception.)

Ew. Wohlgeboren Anfrage, in Bezug auf vorläufige Publikation eines Auszuges in der Mitternachtszeitung, ſtelle ich, ohne beſtimmt zu widerſprechen, die Schwierigkeit entgegen, die eine hierzu geeignete Auswahl in der Art und Weiſe des Manuſcripts ſelbſt finden würde.

Das wohlwollende Intereſſe, welches Sie dem Ganzen geſchenkt, wird Sie gewiß überzeugt haben, wie wenig eigentlich frappante, effectvolle Momente darinnen ſind. Es erhält Eins durch das Andere bedingt ſeinen Werth, ſoweit ich ihn überhaupt zu ertheilen vermochte, und es ſcheint mir ſehr ſchwer, durch einzeln herausgehobene Momente, da ſie keinesweges ſo voluminös ſein dürften, als die Ihnen zuerſt überſandten, ein Intereſſe bei Journalleſern zu erwecken, die den leichten Schaum eines flüchtigen Reizes von jeder Lectüre abzuſchlürfen trachten.

Eine Auswahl ſelbſt zu treffen, müßte ich mich faſt incompetent erklären, da die eben ausgeſprochene Ueberzeugung mir keine freie Beurtheilung zulaſſen würde.

Es lag weder in meiner Fähigkeit, noch in meinem Geſchmack, durch Situationen das Intereſſe hauptſächlich zu feſſeln.

Meine Abſicht war, daß das Ganze einen untrennbaren Zuſammenhang haben ſollte; eine aus ſich ſelbſt

herausſchaffende Nothwendigkeit, die in ihrem Laufe von außen nur aufnahm, was ſich ihrem Zwecke ergiebig zeigte, jede Anlockung ablehnend, die Lieblingsphantaſien einzumiſchen treiben könnte, welche in der Nothwendigkeit des Ganzen nicht bedingt waren. Das Bilderkabinet in Burton-Hall möchte vielleicht am Erſten zu trennen ſein; ich geſtehe, daß ich hier einer beſonderen Richtung in mir nachgab, dies recht zu meinem eigenen Vergnügen niederſchrieb und die Bemühung, es dem Ganzen nothwendig zu machen, ſelbſt belächeln muß. Ich zweifle jedoch, ob dies Intereſſe erwecken könnte, und bitte mit dem aufrichtigſten Vertrauen, Ew. Wohlgeboren wollen Godwie-Caſtle ganz als Ihr Eigenthum verwalten, und den Gebrauch davon machen, den Ihre Erfahrung und Ihre Bildung Ihnen anrathen werden.

Berlin, den 23. März 1836.

VII.

(Bewahrung der Anonymität. Der anfängliche Titel des Romans.)

Da Ew. Wohlgeboren mich nicht kennen, ſteht mir kein Recht zu, Ihre abermaligen Zweifel an meinem Ihnen gegebenen Wort, Ihnen übel zu nehmen, doch bin ich überzeugt, daß Ihnen dieſelben unter anderen Umſtänden unzuläßig erſcheinen würden.

Nach Rückſprache mit Profeſſor Wach über die in Leipzig an Sie ergangenen Anfragen Berliner Buchhändler, kann ſich dies nur auf Herrn Enslin beſchränken, welcher allerdings bei den Vorberathungen über die Herausgabe des Buchs zugezogen worden war, ohne jedoch den Verfaſſer zu kennen oder zu ahnen. Nachdem er das Werk Herrn Duncker angeboten, ſchlug er vor, es Ew. Wohlgeboren anzubieten ꝛc. ꝛc. Wie man aber Ew. Wohlgeboren nach Godwie-Caſtle fragen konnte, bleibt jedenfalls ein Räthſel; denn erſt, als es zu Ihnen geſchickt ward, änderte ich ſeinen Titel dahin um und Herr Enslin oder Herr Duncker, welcher es wahrſcheinlich, im Begriff nach Paris abzureiſen, gar nicht anſah, konnten nur von dem Roman „Maria" Kenntniß haben, welchen Titel Ew. Wohlgeboren auch noch auf jedem Umſchlag des Manuſcripts in Godwie-Caſtle umgeändert vorfinden können.

Noch einmal wiederhole ich, daß mein Name ein ſtreng behauptetes Geheimniß iſt, und da dies aus Gründen geſchieht, keineswegs einer launenhaften Willkühr unterworfen iſt.

Berlin, den 2. Juni 1836.

VIII.

(Freude über die Vollendung des Drucks von Godwie-Caſtle.)

Erlauben Sie mir, Ihnen meine Freude über die glückliche Vollendung des ganzen Werkes auszudrücken, und meinen herzlichen Wunſch, daß Sie nunmehr nur Ehre und Freude davon haben mögen.

Ich würde ſehr wünſchen, ſobald als möglich meine Exemplare zu erhalten, und bitte Sie um die baldigſte Ueberſendung derſelben. Wollen Sie mir alsdann, wenn der mir geſetzte Termin des Schweigens mit dem Empfang dieſer Exemplare und deren Anwendung aufgehoben iſt, erlauben, das Verhältniß des Autors zum Verleger in das angenehme Verhältniß umzuwandeln, Sie zu dem kleinen Kreiſe der intimen Freunde zu zählen, die mir gelobt haben, auch ferner meine Anonymität durch Wort und That zu ſchützen, ſo werde ich mit Vertrauen und wahrem Vergnügen mich Ihnen in meinem nächſten Briefe nennen.

Berlin, den 23. Auguſt 1836.

IX.

(Frau Majorin Paalzow bekennt ſich zur Autorſchaft von Godwie-Caſtle. Ihre Gründe für Bewahrung des Incognitos.)

Verehrter Herr und Freund! Mit einer ſehr aufrichtigen Anerkennung Ihrer Geſinnungen habe ich Ihren letzten Brief und geſtern die Sendung der 15 Frei-Exemplare in ihrer ſchicklichen und angenehmen Ausſtattung empfangen, wobei ich das ſchön gebundene mir ſelbſt wohl als ein Andenken an meinen geſchätzten Herrn Verleger aufbewahren darf.

Die Zuſicherung Ihrer unbedingten Verſchwiegenheit in Ihrem Briefe an Profeſſor Wach durfte ich ſchon mit der Ueberzeugung aufnehmen, daß ich Ihnen auch ohnedem das feſteſte Vertrauen ſchenken könnte — und ich freue mich der einzelnen Momente, die meine vorſchreitende Krankheit mir noch gewährt, Ihnen nun ſelbſt mich anvertrauen zu können.

Godwie-Caſtle ging aus den Mußeſtunden einer Frau hervor: ich bin die Majorin Paalzow, die jüngſte Schweſter des Profeſſor Wach, und ſo glücklich, unter ſeinem Schutze in ſeinem Hauſe zu leben. Als ſeine Hausfrau, in Umgebungen, die die Exiſtenz eines Künſtlers in der Hauptſtadt leicht mit ſich führt, ward mir

die Unabhängigkeit und Behaglichkeit zu Theil, die ein solches Unternehmen begünstigt. Ueber das Ganze wüßte ich Ihnen nichts anderes zu sagen, als Sie aus meiner Vorrede kennen gelernt haben.

Meine unbeschreiblich große Abneigung gegen Bekanntwerdung meines Namens geht erstlich von der natürlichen Furcht aus, in dem Munde der Menge zu sein, ganz besonders aber aus meinem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernde Frauen.

Meine Erfahrungen haben mich in dieser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen, und ich bitte Sie aufs Dringendste, mich um dieses einen Buches halber nicht für eine Schriftstellerin zu halten; denn indem ich mir selbst und alsdann dem Willen einiger weniger Freunde genug gethan, dies erst zu schreiben und dann es zu publiciren, habe ich meiner Ueberzeugung nach den Stoff in mir verbraucht, und Sie haben nicht zu fürchten, daß ich, wenn auch Gott meinen geistigen Keim nicht bald verpflanzen möchte, Sie mit einem matten Abdruck schriftstellerischer Sicherheit für Ihren Verlag belästigen werde. — Ich bin keine Schriftstellerin, ich will sie nicht par forçe werden, und habe nur mit diesem meinem Buche mich selbst erleichtert von angesammelten Ideen.

Schützen Sie mich also auch besonders als Freund gegen die neugierigen Nachforschungen Berliner Schrift-

ſtellerinnen, ich kann unmöglich mich zu Ihrer Zunft bekennen.

Berlin, den 4. Oktober 1836.

X.

(Die Kritik.)

Ew. Wohlgeboren gütige Zeilen und die beigefügte Recenſion über Godwie-Caſtle hat uns hier in Cöln am 16. d. M. erreicht, und ich benutze denſelben Tag, Ihnen für das Vergnügen, welches Sie mir durch beide Zuſendungen gemacht haben, meinen herzlichſten Dank zu ſagen. Je prätenſionsloſer dies Werk der Welt übergeben ward, je reiner wird nun das Gefühl ſein, womit ſo ausgezeichnetes Urtheil, ſo verſchwenderiſcher und gebildeter Beifall den zaghaften Verfaſſer lohnt.

Es iſt ein wunderbar neues und bewegliches Gefühl, in dem Urtheil eines gebildeten Weſens die Erſcheinungen unſerer Seele reflectirt zu ſehen und ihrer Exiſtenz ſich noch einmal und mit um ſo mehr Ueberzeugung ihrer Wirklichkeit bewußt zu werden. Ich empfand dieſem gebildeten verſtehenden Urtheil gegenüber die ganze Süßigkeit ſolcher Erfahrung; der Verfaſſer hat mir nicht eine einzige Herbigkeit zu überwinden gegeben,

aber mich faſt in Erſtaunen geſetzt durch die Beobachtung von kleinen Zügen, von denen ich oft dachte, ſie würde außer mir ſelbſt Niemand bemerken.

Wiſſen Sie, wer der Verfaſſer iſt? Und wollen Sie mir es ſagen, wenn es kein Geheimniß iſt? Fahren Sie fort mir mitzutheilen, was ſich Ihnen von Recenſionen darbietet, und halten Sie mich, ebenſo wie Sie mir zutrauten, das Lob aufzunehmen, auch fähig, Tadel und abweichende Anſichten mit Intereſſe zu leſen. Sie werden dadurch über die Tage der Krankheit Intereſſe verbreiten, denn ich bleibe fürs Erſte hier, einer zweifelhaften Geneſung durch Veränderung der Luft und den mildern Winter Köln's zu Hilfe zu kommen.

Köln, den 18. November 1836.

XI.

(Die ſchriftſtelleriſche Ehre der Frau Verfaſſerin wird verdächtigt.)

Ich muß Ihren Freundes-Schutz in Anſpruch nehmen und thue es mit rechtem Vertrauen, da ich gewiß bin, Sie theilen die unangenehme Empfindung, die ich ſelbſt habe, indem ich mich plötzlich durch den böſen Willen einer Frau als Betrügerin dargeſtellt ſehe.

Von wem — oder wie ich verrathen worden bin, das weiß ich nicht; aber alle Mitwiſſenden ſchreiben mir, um mir zu verſichern, es ſei durch ſie nicht geſchehen. Allen habe ich die Bitte zurückgeſchrieben, fortgeſetzt zu ſchweigen.

Frau von W. gehörte zu Denen, vor deren Urtheil ich mich am meiſten fürchtete, da ſie jedes belletriſtiſche Produkt mit herbem Tadel zerreißt. Sie hat nun auch die Enthüllung meiner Autorſchaft benutzt, um ihrer Kritik durch daran geknüpfte Perſönlichkeiten einen beſondern pikanten Reiz zu geben — hinzufügend: dies geſchehe dafür, daß ich ihr die Sache verſchwiegen.

Sie erklärt, ſie wiſſe ganz genau, daß ein Freund von mir, der ſehr geiſtreiche Geheimrath Koppe, den Sie vielleicht durch ſeine Reiſen und Mittheilungen über Mexico kennen werden, das Beſte an meinem Roman geſchrieben habe. Sie ſagt, als ob ſie es durch Sie wüßte: Sie hätten ihn gar nicht verlegen wollen; ich hätte ihn müſſen auf eigene Koſten drucken laſſen.

Wenn ich nun dagegen denke, wie ſchnell, bereitwillig und ehrenvoll Sie im Gegentheil dies Werk aufnahmen, wie Ihr ganzer Tadel nur einige Sprachunrichtigkeiten betraf, wegen deren Sie mich übrigens durch Hinweiſung auf ähnliche Schwächen ſonſt ganz bedeutender Männer zu tröſten wußten, — daß das Buch Ihnen ja auch jetzt keine Schande macht; erwachte recht lebhaft

das Verlangen in mir, gerade Sie zu meinem Schutze und zu einer Erklärung aufzufordern, etwa in der Art „daß dies Buch nicht auf Kosten des Autors gedruckt, sondern von Ihnen, ehrenvoll anerkannt, sogleich bereitwillig aufgenommen worden sei, und daß Sie ganz entschieden dem verbreiteten Gerücht widersprechen könnten, es sei von mehreren Personen geschrieben, (ja wenn Sie wollen, sagen Sie jetzt, daß Sie den Autor kennen) und bestimmt wüßten, daß ein solcher Betrug dieser Person unmöglich sein würde, überhaupt auch schon die Einheit des Stils und des Planes gegen die vorgebrachte Beschuldigung Zeugniß ablegte."

Köln, den 2. Februar 1837.

XII.

(Die Verfasserin gibt Aufschluß über ihren Charakter. Ihre Bemerkungen über das Wesen der Vornehmheit.)

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Sie werden indeß meinen Brief erhalten haben und daraus den Gemüths-Stand des armen Autors von Godwie-Castle erkannt haben. Für Ihre heutigen Mittheilungen nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! Wie viel Gutes erfahre ich über dies Werk der Einsamkeit, welches so gar nichts mit der Welt zu thun haben wollte, mit dem

ich ſo ganz fertig war durch die Gelegenheit, die es mir gab, mein Inneres von dem angeſammelten Stoff zu befreien.

Vielleicht liegt in ſeiner prätenſionsloſen Entſtehung gerade das, was den Beſſeren daran wohlthut. — Meine Hauptkorreſpondentin über die Meinung der höheren Geſellſchaft war die ältere Prinzeß Wilhelm — welche mir von Jugend auf eine wahre Freundin geweſen. Ihr Antheil machte ſie auch bis jetzt verſchwiegen, ich ſage bis jetzt — denn ſie ſchreibt mir: daß jetzt kein Leugnen mehr helfe. Gottlob, daß ich weit weg bin! — Das Lob hat nicht ſo viel Gewalt über mich, um mich über das heimliche Gefühl zu tröſten, ſo in aller Munde zu ſein. Hier Gottlob ahnet kein Menſch etwas davon, und doch bin ich immer in der Flucht!

Meine liebe Prinzeß, überhaupt meine Freunde ſind über das Verfahren der Frau v. W. ganz empört! Wenn Sie mir beiſtehen können, ſollte mich dies recht erleichtern; denn was ſind die böswilligſten Kritiken gegen den Schatten, der auf meine Rechtlichkeit fällt. Dafür bin ich ſehr empfindlich; ſchon als Kind wollte ich nie eine Hilfe geſtatten bei einer Handarbeit, die etwa für ein Geſchenk beſtimmt war, weil ich dann kein Recht mehr in mir fühlte, zu ſagen: ich habe ſie gemacht. Das iſt mit mir alt geworden.

Nein, Sie hätten mein Buch nie zu ſehen bekommen, wenn ich mich nicht bis auf jeden Fehler dazu hätte bekennen dürfen. — Wie ſchön und gütig iſt die Kritik, die Sie mir geſchickt, und wie ſehr merke ich auf ſo verſtändigen Tadel. Ueber Richelieu und Mazarini hat der Recenſent aber Unrecht. Die unterhandelten die Vermählung mit Karl dem Erſten bei Lebzeiten des Königs Jakobs I. Längſt war Mazarini an Richelieu's Seite, ohne Miniſter zu ſein, ehe Richelieu ſtarb, oder — Hume hat Unrecht!

Es freut mich nur, daß Sie doch auch jetzt Freude daran haben werden und belohnt ſind für das Vertrauen, womit Sie es aufnahmen. Ach, ich habe es damals recht bewundert; denn gewiß hatte Keiner weniger Vertrauen dazu, als ich, obwohl ich ſelbſt mir genug damit gethan, aber in ganz anderer Art.

Gräfin Dönhoff*) iſt allerdings meine Freundin und eine Mitwiſſende; ich fühle mich geehrt; wenn dieſer Engel genannt wird.

Das Publikum, welches über den Verfaſſer von G. C. immer noch nichts Sicheres weiß, ſcheint hauptſächlich darum auf hohe Autoren zu ſchließen, weil in dem Roman die Gepräge der Etikette und Convenienz ziemlich

*) Welche bei einem Theil des Publikums als Verfaſſerin von Godwie-Caſtle galt.

gut beobachtet ſind. Daß nun die bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie dieſe kannte, mag als Lehre dienen, daß Formen, die mit einer edlen Charakterbildung zuſammenhängen, Gemeingut ſind. Ich habe von meinen Eltern und Geſchwiſtern nie Anderes geſehen, ich habe mich in bekannten Formen ausgeſprochen, ohne zu glauben, daß die andere Klaſſe dies allein für ſich in Anſpruch nähme.

Köln, den 11. Februar 1837.

XIII.

(Der Roman wird bei Hofe geleſen. Hofprediger Strauß entwickelt die leitende Idee des Romans.)

Sie haben indeſſen meinen zweiten Brief über dieſelbe Sache erhalten, und ich konnte wohl denken, daß dieſer, faſt dringender als der erſte Sie auffordernd, Sie in Verlegenheit ſetzen mußte. Es war daher recht unfreundlich von mir, ſo lange mit einer beſtimmten Anwort zu zögern, und indem ich Sie deshalb um Verzeihung bitte, geſtehe ich Ihnen zugleich, daß ich mit meiner ſchwachen Seite kämpfend, nicht ungern geſehen hätte, wenn Sie ſich durch meinen zweiten Brief beſtimmen ließen. Nach dieſem Geſtändniß füge ich ebenſo gern hinzu, daß ich Ihre Anſicht der Sache ſo ſchön und noble fand, daß ich

wünſchte, ſie gleich vollſtändig genug theilen zu können, um mir jeden andern Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen; aber es war gerade meine ſchwache Seite, wie ich ſchon oben ſagte, berührt, und noch jetzt iſt mir, als dürfte ich ſolchen Verdacht von Betrug gar nicht dulden. Laſſen Sie ſich aber in Ihrer ſchönen größeren Anſicht nicht mehr dadurch irre machen — Sie haben es gewiß mit mir am Beſten gemeint, als Sie mir jede Reclamation widerriethen, und nicht ohne Rührung las ich, wie Sie gerade bei dieſer Gelegenheit ſich ſo ehrend über dies Unternehmen ausſprachen und mir ſo viel anderes Tröſtendes mittheilten, um mir die Ergebung dadurch leichter zu machen. Denken Sie deshalb nicht ſchlechter von mir — ich beſitze gar keinen Geiſtes-Hochmuth — jedes Geſchenk der Art kömmt mir vor, als dürfe man es ſich auf keine Weiſe in Rechnung ſtellen; aber einen redlichen, unbeſcholtenen Charakter zu haben und zu bewahren, darauf gebe ich ſehr viel, und darum verletzte mich der Angriff vielleicht über Gebühr. Laſſen wir es alſo jetzt; ich will Ihnen gern folgen; es thut mir ſchon jetzt wohl, daß ich ſtiller darüber werde.

Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einen acht Seiten langen Brief von meiner lieben Prinzeß, welcher zum größten Theil mein Buch zum Gegenſtand hatte. Unſere liebe Kronprinzeß (Ihre Majeſtät die jetzt regierende Königin) hat ſolche Freude daran! Es wird des Abends

beim Kronprinzen (Sr. Majeſtät dem jetzt regierenden Könige) vorgeleſen und Ihre Königliche Hoheit ſagte meiner Prinzeß: Sie und der Kronprinz könnten jedesmal kaum den Abend erwarten und würden ungeduldig, wenn Abhaltung käme. Der Kronprinz hat einige genealogiſche Fehler erwähnt, ohne ſie zu nennen, und von einer zweiten Auflage geſprochen, in welcher dies zu ändern wäre. Da Er ſich aber außerdem mit ſo eingehendem Lobe geäußert, hat meine Prinzeß nicht widerſtehen können, den hohen Herrſchaften den Autor zu nennen, und bittet mich zugleich, es jetzt einzugeſtehen, da an Leugnen nicht mehr zu denken ſei.

Außerdem hatte der Prediger Strauß eine ſehr lange Auseinanderſetzung der leitenden Idee gegeben (die Prinzeß hatte ſie mir aufgeſchrieben) und er wie ſeine Frau waren damit, wie mit etwas recht Wichtigem, beſchäftigt. — Auf dies Alles habe ich heut geantwortet und ſehr gewünſcht, den Irrthum kennen zu lernen, auf welchen der Kronprinz hingedeutet hat.

Köln, den 23. Februar 1837.

XIV.

(Beſchwerden über die unbillige Taktik der Staatszeitung. Die Grundidee von Godwie Caſtle nach der Auffaſſung des Hofpredigers Strauß und nach der eignen Darſtellung der Verfaſſerin.)

Wie gütig ſind Sie gegen mich! nachſichtig und eingehend ſelbſt auf das, was Sie ſelbſt als eine Schwäche in mir erkannten, und wie zeigt der Aufſatz, den die Staatszeitung zurückwies, ſo unverkennbar das Bemühen, gerade dieſe wunde Stelle in mir zu ſchonen und mich durch ehrenvolle Anerkennung zu tröſten. Was auch daraus werden möge, Ihnen bleibe ich immer für dieſe gütige Abſicht verpflichtet, und ehe ich zu dem Geſchäftstheil unſerer Mittheilung überging, mußte ich Ihnen dies erſt mit voller Anerkennung ausſprechen.

Die Antwort der Staatszeitung iſt unwahr! — Daher glaube ich, ſie hat ſchon Partei genommen, und ich erkenne ihre alte, an Anderen vielfach ausgeübte Taktik, die Sache durch Verzögerung zu entkräften. Was ſie ausſpricht, mag Grundſatz geweſen ſein; nur ward er niemals gegen den Literaten, der ſie beherrſcht und ſich die empörendſten Herausforderungen gegen die anerkannteſten Namen erlaubte, angewandt; die Redactoren aber verſtanden es allezeit mit Hilfe jeder möglichen Ausflüchte die Entgegnungen, die von allen Seiten herbeiſtrömten, zurückzuhalten und geſtatteten nur dann die

Aufnahme, wenn das Interesse an der Sache erschöpft war. Ich zweifle daher nicht, daß Aehnliches auch diesmal mir gegenüber beabsichtigt wird und wollte nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Den Artikel der Allgemeinen Zeitung werden Sie kennen; er war wie ein Steckbrief; so viele ihn lasen, so viele arretirten mich! Also nur die Zurückgezogenheit, worin ich hier lebe, sichert mich gegen die ängstlichen Berührungen; denn Sie können leicht denken, daß kein Mensch sich bereden läßt zu glauben, ich wolle trotz des einen Buches doch keine Schriftstellerin sein, und das erdrückt mich fast; denn ich kenne zu gut aus eigener Erfahrung das Mißtrauen, das diese Zunft einflößt. — Was werden wir doch einmal machen, wenn der Geist mich wieder triebe und wir was zusammen verlegen wollten?

Köln, den 14. März 1837.

Beilage zum vorstehenden Briefe:

1. Auszug aus einem Schreiben der Prinzeß W.

„Der Hofprediger Strauß und seine Frau sind auch ganz bezaubert von dem Buche, und als er mir die Idee des Buches nannte, schrieb ichs mir auf, um Sie darum

zu fragen, ob Sie sich das dabei wirklich dachten, weil ich behaupte, es geht mit der Dichtung wie mit der Malerei, — wie oft legt man ganz andere Ideen in ein Bild, als der Maler sie gehabt hat. Er gab zwar zu, daß man sich bei einem Buche wohl nie streng an eine Idee halten könnte, weil man im Schreiben immer noch was anbaute, was man vorher nicht bedacht hätte, wodurch auch das eigentliche Leben hineinkommt, und mir deucht, jedes Leben und Alles, was man beginnt, würde pedantisch werden, wenn man einer Idee sich vornähme zu folgen. Aber vielleicht eine Grundidee geht doch durch das ganze Werk.

Ihre Idee wäre also gewesen: die Form vornehmer Sitte darzustellen und zwar von zwei Seiten: wie diese Sitte die natürliche Form des christlichen und edelsten Lebens sei; von der andern Seite aber: daß, wenn diese Form einer Pflicht in den Weg tritt, wie hier der Offenheit in der Liebe, — dann durch dieselbe wie durch eine Gottes-Strafe ein ganzes Leben zertrümmert wird; die Form hätte also der Pflicht nachstehen müssen. — Sitte in der wahren Bedeutung des Worts ist der Ausdruck der richtigen Verhältnisse und muß immer nur die Form dazu sein, um das Wesen abzuspiegeln. Die Form soll als ein Gebot uns erinnern, wie es innerlich in uns sein sollte. Wie gerade Frauen sündigen in Bezug auf die vornehmeren Verhältnisse.

Männer sündigen, die Form heuchelnd; Frauen, die Form höher achtend, als die Pflicht. War es nun das?" —

2. Das Resumé meiner Antwort lautete ungefähr also:

Eine Dilettantin und eine Frau schreibt mit ihrem Charakter; er wird ihr Stütze und Schranke. Bedenken für mich, bei dem Wunsch meiner selbst im Schreiben bewußt zu werden — Furcht vor dem Niedertauchen in alle Zustände des Lebens! Viel Unglück erlebt, nie Unedles, nie Gemeines! Furcht vor Gott, es auch nur momentan in meine Phantasie aufzunehmen! — Das Leben anders erkannt, als seine Verwickelungen blos dort suchen zu müssen. — Die edelsten, besten Menschen begehen kleine Fehler, häufen kleine Verschuldungen, und das Leben gestaltet diese, ehe sie es ahnen, zu all den Verwickelungen, welche wir uns gewöhnt haben Unglück zu nennen! Diese Ansicht hat mich geleitet. — Mangel an Offenheit und Vertrauen erkannte ich für den größten und häufigsten Fehler; die jüngere Herzogin von Nottingham repräsentirte dies! In der älteren Herzogin bewahrte ich mir und meinen Geschwistern das Andenken meiner verewigten Mutter. Daß jene Fürstin ist, störte mich nicht! Diese Form ist das Bedürfniß aller edlen Menschen; ich sah nie Anderes von meinen

Eltern, von meinen Geschwistern und erfuhr erst später, daß die höheren Stände sie die ihrigen nennen.“ „Vielleicht, fügte ich hinzu, findet der Herr Oberhofprediger Strauß, daß seine Ideen darinnen enthalten sind. Finden doch Andere noch so manches Andere in dem Buche.“ — So schrieb mir letzthin Jemand: es sei darum auch so ein verdienstliches Werk, weil ich unverkennbar die Absicht gehabt habe, große und sehr vortreffliche Winke über Erziehung zu geben. — Da rief ich aus: Eines paßt sich nicht für Alle; seh' ein Jeder wie er's treibe; seh' ein Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Das dachten Sie wohl selbst nicht, daß Sie ein Werk über Erziehung verlegt hätten? Darin habe ich mir freilich genug gethan, daß ich die Ansicht über Schönheit der Frauen, und wie man es ihnen sagen müsse, um sie in dem Bewußtsein derselben heilig und unschuldig zu erhalten, aufgestellt habe; denn die falsche Bemühung, diese Einsicht den jungen Mädchen zu verbergen, bringt die erste Lüge in ihre Seele und läßt sie über die wichtigste Beziehung zur Außen-Welt, die sie beim ersten Auftauchen verstehen lernen, gänzlich ohne Halt, vertraut sie vielmehr ihrer und fremder Thorheit an.

XV.

(Die Verfaſſerin will nicht als Schriftſtellerin von Profeſſion angeſehen werden. — Ihre Art zu produziren. — Anfänge neuer dichteriſcher Thätigkeit.)

Vielleicht haben Sie es ſelbſt gedacht, daß mein langes Schweigen die Folge meines leidenden Zuſtandes ſein müßte, und damit hatten Sie denn wirklich die rechte Entſchuldigung für mich, denn ich habe viel und anhaltend gelitten und bis vor ſechs Wochen faſt nur in der Steigerung meiner Leiden gelebt!

Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb auch die Anerkennung und Freude für Ihren ſchönen Brief, den ich ſo lange unbeantwortet ließ, zu fühlen unfähig ward. So völlig läßt mich Gottes Güte auch in den ſchwerſten Augenblicken, die er mir auferlegt, nicht verarmen. Obwohl dieſer Brief längſt in die Hände meines Bruders übergegangen iſt, dem ich den ſchönen, uns ſo ganz zuſagenden Inhalt nicht entziehen wollte, iſt mir dieſer doch gegenwärtig; Ihre Mahnung, daß ich mich dieſer ganzen Erſcheinung in mir willenlos hingeben und die Aufforderungen derſelben als Gottes Willen anſehen ſoll, war ja ganz aus meiner Seele geſprochen. Er, hoffe ich, wird dann das, was ich ſo feſthalte, vor jeder Ausartung bewahren, vorzüglich vor den Trugbildern des Dünkels, und ſo lange ich mich davon rein

erhalte, hoffe ich, meine Seele wird keinen Schaden leiden. Ich habe jetzt nichts als Gutes erlebt! — Sie glauben nicht, wie viel Freundliches mein Bruder in Berlin von allen Seiten erfuhr, und wie glücklich es ihn gemacht hat, daß mein Name, da er doch bekannt werden mußte, nicht darunter zu leiden hatte. Sie wissen es ja längst, daß ich ein Bischen charakterstolz bin, und können daher denken, daß es mir vorzüglich wohl thut, daß man meinem Buche allgemein einen sittlichen Werth zugesteht.

Indeß regt sich nicht der geringste Eifer in mir, wieder Etwas in die Welt zu schicken; ich bin gerade wieder so einsam und still, wie vorher, mit mir, und warte, ob es sich zeigen wird und fürchte nur das Eine: daß ich gegen mich selbst zu kritisch, zu mißtrauisch sein werde. Meine Beobachtungen haben mich nämlich gelehrt, daß nur allzu oft ein Erstlings-Werk Erwartungen rege macht, welchen kein folgendes Produkt mehr entsprach; weil der Autor, welcher durchaus nicht des Prädikats: Schriftsteller verlustig gehen wollte, den leer gewordenen Geist, blind für seinen Zustand, zu Produktionen zwang, zu denen die Kraft und der Stoff bereits nicht mehr vorhanden waren. — Daher kommt auch meine Angst, zu den Schriftstellerinnen gerechnet zu werden! Sie können denken, wie oft ich der Frage begegne, was ich jetzt schreibe ꝛc. Unaufhörlich und

Jedem antworte ich: ich bin keine Schriftſtellerin! ich habe nicht das ſprudelnde Talent, das dazu ſtets auffordert, und ich würde mich nie hinſetzen können und ſagen, ich will ein Buch ſchreiben. — Dies eine Buch habe ich ſchreiben müſſen; ob der innere Drang zur Produktion in meinem ſich neigenden Leben noch einmal erwachen wird, will ich erwarten, aber ich bin macht- und willenlos dabei, und Gott bewahre mich vor dem Dünkel, fürder produziren zu wollen, weil es mir einmal gelungen ſcheint.

Daß Sie mein Buch nun zum zweiten Male verlegen, freut mich recht herzlich, auch um Ihretwillen, da Sie die Namenloſe von Anfang an mit ſo ſicherem Takt ehrend aufgenommen haben. Die Genugthuung meines edlen, trefflichen Bruders aber, an deſſen näherer Bekanntſchaft Sie noch Freude haben werden, iſt ſo rührend, daß ich nicht ſagen kann, wie glücklich ich bin, ihm durch irgend Etwas, was ich mir zurechnen darf, dies Gefühl gegeben zu haben.

Jetzt arbeite ich, wenn es mich ruft, an einem größeren Werk, welches mit Ausnahme einer kurzen Epiſode, deren Schauplatz England iſt, in Frankreich ſpielt. Es ſoll mich wundern, was das werden wird, beſonders da meine Natur viel homogener mit England als mit Frankreich iſt. Ich werde nun erfahren, ob mein Geiſt eine gewiſſe Unabhängigkeit von individuellen Neigungen

erlangt hat. Zuweilen denke ich, auch in Godwie-Caſtle ſind ſchon Andeutungen, daß dies wohl der Fall ſein könnte, wozu ich alle Scenen mit Buckingham rechne.

Das neue Werk wird eine ſonderbare Eintheilung haben. Vielleicht werden das Intereſſanteſte davon die Begebenheiten ſein, welche die Eltern und Großeltern der eigentlich handelnden Perſonen erlebten. Dieſe ſind der Kern, um deswillen die Gegenwart, die Schale, juſt ſo und nicht anders ſich geſtalten muß. Ich erkannte nun ſehr wohl die Schwierigkeit, welche ſich für die Erzählung daraus ergibt, daß ein 60 bis 80 Jahre ſpäter lebender Referent, außer der Angabe von großen Thatſachen, auch Gefühls-Bewegungen, worin ſie ſich gründen oder welche ſich an ſie knüpfen in dialogiſcher Form mittheilen ſoll. Die Thatſachen ſind die Reſultate, der bleibende Gewinn der Zeit; die Gefühls-Nuancen der einzelnen mitwirkenden Faktoren müſſen aber als Einzelnes in der Zeit untergehen und ihre Reproduktion im Munde eines ſo viel ſpäteren Referenten, erſchien mir eben ſo unnatürlich, als es mir gerade darauf ankam. Ich habe daher vorläufig die Schale meiner Geſchichte ruhig bis zu dem Moment ausgearbeitet, wo die Beſchreibung der Vergangenheit beginnen ſoll, und dann habe ich mich an das Publikum gewendet und geſagt, was Jener nicht kann, kann ich; ich erhebe die Vergangenheit zur Gegenwart; laſſe den Leſer ſelbſt

mitleben und zeige ihm das Zellengewebe kleiner Begebenheiten, woraus ſich das der Welt aufbewahrte Reſultat ergab. —

Ich kann zuweilen eine rechte Luſt empfinden, wie ich das Alles ordnen und zwingen will, daß es geebnet, und von innerer Nothwendigkeit getrieben, ſchön gegliedert in einander greift, ein untrennbares Ganzes! Jetzt liegt es noch roh nebeneinander, aber es iſt ein Entzükken, zu denken, daß es ſich zwingen läßt und der Zwang ſelbſt ſchließlich wie die Schlacke, von der Harmonie reiner Formen abfällt.

Man muß eben immer das Beſte vor Augen haben. Man erreicht es nicht; aber ein heiliges Feuer erwärmt uns bei dem Gedanken daran, während man doch demüthig dabei bleibt, weil man ſich immer was Beſſeres denken kann, als man hervorbringt. Wenn ich früher ſterbe, als ich es vollende, werde ich verfügen, daß Sie es, doch blos als Freund mitgetheilt bekommen. Sie werden vielleicht doch ſchon die Abſicht erkennen. Wiſſen Sie, was ich mir im Ganzen zutraue? Ich werde ſchwer aus einem gewiſſen Pathos herauskommen. Schlechtigkeiten zu ſchildern, wird mir ſo ſchwer, daß es mir iſt, als erlebte ich Unglück; ich bin während deſſen völlig niedergedrückt, und finde nur Rettung vor dieſer Empfindung, indem ich mich an irgend einen Charakter wende, der von einem edleren Pathos erfüllt iſt.

Nun wir werden ſehen, was die Nothwendigkeit des Gegenſtandes über mich vermag.

Köln, den 1. September 1837.

XVI.

(Vorbereitung der 2. Auflage von „Godwie-Caſtle.")

So eben erhalte ich Ihren lieben Brief vom 20. September und danke Ihnen für jedes freundliche Wort, ohne Ihnen einen ausführlicheren Brief darum erlaſſen zu wollen. Ich kann Ihnen aber nicht mehr helfen, wie Sie es wünſchen, und muß Sie herzlich bitten, auch diesmal die Anrede an das Publikum ſelbſt zu übernehmen. Bei der unüberwindlichen Angſt, die mich befällt, wenn ich mich dem Publikum gegenüber denken ſoll, würde ich nichts zu ſagen wiſſen, und geneigter ſein, um Verzeihung zu bitten, als zu empfehlen. Indeß ſehe ich vollkommen ein, daß Ihre erſten, mir immer ſo äußerſt angenehmen Worte, als Vorrede der zweiten Auflage nicht mehr ausreichen. Ich würde aber doch deren wiederholten Abdruck wünſchen; nur müßte ihnen dann das Vorwort zur zweiten Auflage folgen.

Wie und in welcher Form Sie es faſſen, kurz oder lang, als mein Freund oder als mein Verleger — alles Das lege ich mit dem größten Vertrauen in Ihre Hand;

ja selbst wenn es Ihnen passend scheint, Ihre Bevorwortung aus meiner Ablehnung zu motiviren, mögen Sie dies immerhin thun; das sind alles Dinge, die Ihre Erfahrung Sie viel richtiger beurtheilen läßt als mich, und die ich Ihrem Zartgefühl mit vollem Vertrauen anheimstellen darf.

Köln, den 26. September 1837.

XVII.

(Neue schriftstellerische Thätigkeit. Godwie-Castle wird ins Englische übersetzt.)

Es wird mir immer recht wichtig sein, was Sie mir von Ihren Beobachtungen über mich mittheilen, weil Sie so viel Erfahrung haben müssen durch den langjährigen Verkehr mit all den schreibenden Leuten der heutigen Welt. Ich hatte so sehr die Ueberzeugung, mit dem einen Buche mich ausgeschrieben zu haben, und kann Ihnen mein Erstaunen nicht schildern, als das andere sich wieder durcharbeitete. Sie scheinen nun auch der Meinung zu sein, daß dem noch zu vertrauen sein wird, und für die allgemeine Ansicht ist mir das sehr wichtig, aber für die Ausführung vermehrt es meine Sicherheit nicht, und wie sich das größte Mißtrauen gegen meine Fähigkeiten mit der unerschütterlichen Festigkeit verträgt,

womit ich mir selbst Richter, Lehrer und Beglaubiger bin, das ist mir selbst ein Räthsel. Ich weiß aber, daß es platterdings unmöglich wäre, eine einzige von mir verworfene Periode zu retten, und wenn Göthe und Schiller vom Himmel stiegen und sie sich ausbäten, und — daran bin ich gänzlich unschuldig und Aehnliches ist in meinem übrigen Wesen nicht nachzuweisen. Z. B. finde ich gar nicht, daß ich in Godwie-Castle schon Beweise gegeben hätte, daß mir französische Zustände bequem wären, gleich den englischen. Sie sehen, daß Sie mich auch nicht überzeugen! Der Grund, weshalb ich Ihnen überdies bald wieder schreiben wollte, war eine Anzeige unseres Freundes Spiecker, (der Spenersche,) daß Godwie-Castle ins Englische übersetzt wird. Das Nähere wollte er meinem Bruder noch zukommen lassen. Ich dachte, es könnte auf irgend eine Weise Ihnen wichtig sein, dies zu erfahren; es wird doch nicht Ihr Interesse gefährden? Ich kenne solche Verhältnisse gar nicht, aber ich dachte doch, Sie müßten es wissen.

Ich sage Ihnen nun ein herzliches Lebewohl, und sehr wahrscheinlich zum Letztenmal aus meiner alten Klosterzelle zu St. Pantaleon! Gott sei mir gnädig in dem wunderlichen, modernen, weiß angestrichenen Berlin!

Köln, den 20. Oktober 1837.

XVIII.

(Die Vorrede zur 2. Auflage von Godwie-Caſtle. Bedenken gegen die Anwendung der Waſſerkur. Verſchiedene Eindrücke. Was man Alles aus Godwie-Caſtle herausliest.)

Alles was ich Ihnen aber viel und herzlich Dankbares zu ſagen habe, tritt zurück, bis ich Ihnen mein lebhaftes Bedauern ausgedrückt habe, die zweite Vorrede zu Godwie-Caſtle noch nicht erwähnt zu haben.

Ich kann es mir gar nicht vergeben, da Ihnen ein Zweifel an meiner vollſtändigen Zufriedenheit einkommt und Sie eine Vertheidigung hinzufügen, die freilich noch trauriger wäre, wenn ſie nöthig wäre, mich aber auch ſo ſchon förmlich betrübt hat. Erklären kann ich es Ihnen nur, wenn ich bedenke, daß ich ſie ſchon gar nicht anders als paſſend erwartete, daß, als ich ſie las, ſie ganz dieſer Erwartung gemäß war und ſich nun ſo ſtill in mir zurecht legte, daß ich ſie nicht wieder fühlte und als ich überhaupt die zweite Auflage erwähnte, dies wie mit einbegriffen hielt. Verzeihen Sie mir, denn glauben thun ſie mir gewiß.

Wir ſagen Ihnen beide den herzlichſten Dank für die ausführlichen Mittheilungen in Bezug auf die ſehr merkwürdige Prießnitzſche Heil-Methode und deren Reſultate, aber ich zweifle, daß meine Kräfte einer ſo energiſchen Kur noch gemäß ſind, und ich ſchaudere vor dem Gedanken einer möglicher Weiſe ſehr langen Trennung von

meinem Bruder. Ich weiß sehr wohl, daß Ihnen das nicht sehr vernünftig erscheinen wird, und ich bin nicht die Letzte, dies einzusehen, da mir, wenn sich kein Mittel wirksam zeigt, nur ein langsamer, qualvoller Tod bevorsteht; aber ich wollte mein Gefühl nicht zurückhalten; die Wahrheit ist, daß ich mich zu schwach fürchte für so viel Leiden; außerdem steht mir eine lange Erfahrung zur Seite, daß ich noch immer zuletzt gethan habe, was ich mußte, wenn es mir auch schwer ward.

Entziehen Sie mir daher Ihren Antheil und Vorsorge nicht, befürchtend, sie sei an mir verschwendet. Ein müder Wanderer glaubt nur zuweilen, er könne nicht weiter; ehe er am Wege verschmachtet, erspäht er doch noch irgend ein Ziel, und sucht und findet Kräfte, es zu erreichen.

Gestern Abend war ich ein Paar Stunden in einer Gesellschaft, wo ich bei der Rückkehr selbst über die Verschiedenheit des Eindrucks erstaunen mußte, den Godwie-Castle macht.

Die Gräfinnen Bohlen und Bismark danken dafür, wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsräthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und

Briſtol nach, und fragt, wo ich dieſe Quellen gefunden. General Pfül erkennt es als keinen Roman an, ſondern erklärt es für Geſchichts-Tableaux, während ein Profeſſor der Geſchichte mir ſagt, er habe es ſeinen Schülern empfohlen als das charakteriſtiſchte Werk, welches den damaligen Zuſtand von England darlegt; vor Allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexanders von Humboldt, der mir viel zu Gutes geſagt hat, um es ſelbſt Ihnen wieder ſagen zu können; gewiß iſt es aber, daß die Pietiſten das Buch für einen den Katholiken hingeworfenen Fehdehandſchuh erklären und mir dieſe heimlich grollen.

Es erſchwert mein Erſcheinen in Geſellſchaften ſehr, daß mich Niemand ſieht, ohne des Buches zu gedenken; ich zittere davor, ehe ich eintrete, und bleibe immer in einer ängſtlichen Aufregung, da ich noch nicht gegen dieſe direkten Angriffe abgehärtet bin.

Berlin, Dezember 1837.

XIX.

(Krankheits-Philoſophie. Godwie-Caſtle wird immer mehr das Buch aller Stände und Geſellſchaftsklaſſen.)

Vier Wochen eines ſchonenden Aufenthalts haben die leidenvollen Zuſtände ermäßigt, welche mich auf der

eilftägigen Reise hierher begleiteten. Die Bewegung, womit ich die alten Räume, meine Schwester und meine Freunde, welche ich bei meiner Abreise für immer zu verlassen geglaubt hatte, wiedersah, forderten eine innere Sammlung, und alle brieflichen Mittheilungen traten dagegen in den Hintergrund. Gewiß aber ward kein wohlwollendes Wort der Art an mich verschwendet, und sehr dankbar bin ich Ihnen für die wahrhafte Güte und Theilnahme, womit Sie bei Ihren überhäuften Geschäften mir in einer so ausführlichen Mittheilung Rath zur Hilfe geben. Sie haben auch unser volles Interesse rege gemacht und mein Bruder ist lebhaft von diesem Gedanken ergriffen.*) Bei langen Leiden wird man geneigter, diese zu ertragen, als sie sprechend und beschreibend hervorzurufen. Die Verbannung aus unsern Gedanken, wozu wir sie zwingen müssen, um einigermaßen ihrer Herr zu bleiben und unsere Nähe für Andere erträglich zu machen, versetzt uns leicht in den Fehler, die neue Hilfe muthlos zurückzuweisen, weil frühere Versuche sich als unzureichend erwiesen; zuletzt gewöhnt man sich, Alles in Zweifel zu stellen. Dieser Stimmung bin ich mir bewußt und habe Mühe, ein stärkeres Pflichtgefühl zu wecken, welches befiehlt, Leben und Gesundheit zu erhalten, als

*) Es handelte sich darum, eine Krankheitsgeschichte an Prießnitz einzuschicken.

Gottes Eigenthum und zu seiner Verfügung. Wenn daher auch heute nicht, doch gewiß bei einer nahen Sendung, die ich Ihnen machen wollte, sollen Sie dann die schmerzhafte Auseinanderlegung meines Zustandes finden, und so sehr ich auch beschämt bin durch Ihren Vorschlag, dies selbst dem Arzte zukommen zu lassen, um es aus dem großen Andrang solcher Zusendungen vor dem Uebersehen zu retten, so nehme ich es doch dankbar an, und ich und mein Bruder bleiben Ihnen gern dafür Schuldner.

Die neue Sendung von Godwie-Castle ist so schön und erfreulich und ich danke Ihnen sehr für meine schönen Exemplare. Ich erlebe sehr viel Ehrenvolles und Erfreuliches, und in so fern ich am schnellsten vergesse, die Veranlassung gewesen zu sein, ist mir die Erscheinung dieses Erfolges überaus interessant und ich muß viel darüber nachdenken, wie dies gerade so zeitgemäß sein konnte. Persönlich wird mir Alles dadurch leicht gemacht, daß man mich keines Dünkels beargwohnt und richtiger, als ich es für möglich hielt, sich in diese Erscheinung hineinfindet und sie mir zugesteht, ohne mich unter die Zunft der Schriftstellerinnen zu verweisen.

Die Verbreitung des Romans durch alle Stände ist eben so auffallend, wie durch alle Gegenden. Eine Freundin, die bei dem Besuch ihrer Güter durch die entferntesten preußisch-polnischen Städte kam, fand, daß mein Buch

dort bekannt war, und wurde mir doch ſelbſt von meinem Schneider und unſerm alten Bedienten mit vieler Devotion zu dem Erfolge des Buchs gratulirt.

Geſtern aber wünſchte mich ein Buchhändler zu ſprechen, und als ich nach langem, langem Beſinnen, ob ich es wagen ſollte, ihn empfing, wünſchte er ſeine Buchhandlung, die er Neujahr eröffnet, mit einem „neuen Werke" von mir zu eröffnen, und trotz meiner demüthigen Verſicherungen, daß er keine Schriftſtellerin vor ſich habe, glaube ich doch, er hat mich mit dem feſten Vorſatz verlaſſen, mich dafür zu halten.

Berlin, den 18. Dezember 1838.

XX.

(Betrifft die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Caſtle.)

In Betreff der Vorrede von Godwie-Caſtle kam mir bei Ihrer Anfrage ein Gedanke, den ich nicht zu beurtheilen vermag, und Ihnen, da ich keine Mißdeutung von Ihnen zu fürchten habe, zur Prüfung vorlege, mich aufrichtig für incompetent erklärend.

Sie ſagten mir, was Profeſſor Braniß ſchreibt, wäre eine Art Abhandlung über den Standpunkt deutſcher Literatur, woran ſich Godwie-Caſtle und St. Roche anſchließen.

Ich dachte ſeitdem immer mit Betrübniß daran, daß in ſolches Geiſtesprodukt in Tagesblättern ſich verlieren ollte; ich dachte an beſonderen Druck; merken Sie, was ch meine?

Als Vorwort, oder nein! als einen ſicheren Platz önnten wir es vor Godwie-Caſtle nehmen!

Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich meinen Gedanken icht überſehe; Gott verhüte, daß er heimlich eitel, nmaßend ſei; ich weiß gewiß nichts davon! Viel lieber öre ich, daß er unvernünftig, unpraktiſch, und Alles, vas Sie wollen, iſt. Wollen Sie das nicht, dann chreiben Sie wieder die dritte kleine Vorrede ſo conzen-rirt, wie die beiden erſten; oder wollen Sie meine Vor-ede einmal wieder prüfen, ob es jetzt an der Zeit wäre?

Berlin, den 15. Juni 1840.

XXI.

(Nochmals über die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Caſtle.)

Daß Sie ſelbſt ſchon auf den Gedanken kamen über ie Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle, reute und überraſchte mich. Sie ſcheinen, wenn ich Sie echt verſtanden habe, nur für eine theilweiſe Benutzung es Aufſatzes zu ſein, und allerdings wäre ein polemi-ſirender Artikel wohl nicht gut zu wagen, ohne die

Maria Nadasti.

1837.

dort bekannt war, und wurde mir doch ſelbſt von meinem Schneider und unſerm alten Bedienten mit vieler Devotion zu dem Erfolge des Buchs gratulirt.

Geſtern aber wünſchte mich ein Buchhändler zu ſprechen, und als ich nach langem, langem Beſinnen, ob ich es wagen ſollte, ihn empfing, wünſchte er ſeine Buchhandlung, die er Neujahr eröffnet, mit einem „neuen Werke" von mir zu eröffnen, und trotz meiner demüthigen Verſicherungen, daß er keine Schriftſtellerin vor ſich habe, glaube ich doch, er hat mich mit dem feſten Vorſatz verlaſſen, mich dafür zu halten.

Berlin, den 18. Dezember 1838.

XX.

(Betrifft die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Caſtle.)

In Betreff der Vorrede von Godwie-Caſtle kam mir bei Ihrer Anfrage ein Gedanke, den ich nicht zu beurtheilen vermag, und Ihnen, da ich keine Mißdeutung von Ihnen zu fürchten habe, zur Prüfung vorlege, mich aufrichtig für incompetent erklärend.

Sie ſagten mir, was Profeſſor Braniß ſchreibt, wäre eine Art Abhandlung über den Standpunkt deutſcher Literatur, woran ſich Godwie-Caſtle und St. Roche anſchließen.

Maria Nadasti.

1837.

neutrale, blos durch die That widerlegende Stellung des Buches selbst zu gefährden.

Dies werden Sie am besten prüfen, und ich überlasse Ihnen dies ganz.

Es mag im Ganzen ein schöner Grundsatz sein, dem Autor die Beweise über die Zahl der Exemplare der jedesmaligen Ausgaben vorzuzeigen, erlauben Sie mir aber, daß ich sie mir von Ihnen verbitte; ich denke, Sie würden bei einer Umgehung der Wahrheit noch mehr leiden als ich, und ich würde glauben, Etwas in meinem Betragen gegen Sie verschuldet zu haben, wenn Sie mir diese Beweise vorlegten.

Im August hoffen wir Sie zu sehen; mein Bruder grüßt sie herzlich. Wir bleiben Ihnen Beide mit vollkommener Hochachtung herzlich ergeben.

Berlin, den 4. Juli 1840.

Maria Nadasti.

1837.

I.

(Der Reiz einer dramatiſchen Compoſition. Ungewißheit über den Werth der Arbeit.)

Ich muß Ihnen doch mittheilen, daß es mich im Winter in Köln ſehr drängte, ein Drama zu ſchreiben. Die dem Drama nothwendige Concentration der Gedanken und Begebenheiten, ſo wie die prompte Scizzirung der Charaktere reizten mich ungemein, trotz meinem etwas langſamen, ſchwerfälligen und zur Weitläufigkeit neigenden Geiſte. Das war nun, wie ich es Ihnen wohl bezeichnet habe, ein Müſſen in mir! Obwohl mein Befinden und meine Stimmung oft dazwiſchen traten, hob es ſich doch immer ſo lange friſch in mir auf, bis die mechaniſche Operation des Niederſchreibens dazu treten konnte. Da habe ich zuſammengerechnet, wenig Zeit zu gebraucht und ein großes Vergnügen dabei empfunden. Das hätte ich Ihnen gern mitgetheilt; aber Hofrath Esperſtädt, der Regiſſeur unſerer Bühne, ein Freund von Godwie-Caſtle, hat meinem lieben Bruder geſprächsweiſe das Geheimniß abgelockt, und er will es nun, wenn die Abſchrift beſorgt iſt, erſt ſehen, in dem Wunſche, es für die Bühne zu acquiriren.

Was soll ich da wohl thun? Immer noch denke ich, ein Bühnenstück ist es nicht! — Schatten und Licht, eclatante Momente, überraschend und mit einer gewissen Bravour zu vertheilen, ist nicht meine Gabe, und ich würde diese Richtung nicht einmal suchen, vielleicht weil meine menschliche Bewahrung mir immer höher steht, als die Kraft eine Nuance meines Geistes zu entwickeln! Wenn es Esperstädt zurück gibt, schicke ich es Ihnen. Sie werden mir dann schon sagen, was ich damit mache; denn eine Versuchung, die wieder anlockt, sind doch die kleinen gedruckten Buchstaben, die unsere Gedanken ausdrücken, und ich unterliege ihr auch und denke, ich darf wohl.

Köln, den 1. September 1837.

II.

(Beurtheilung des Dramas von Seiten der Berliner Hoftheater-Intendanz. Die Verfasserin verzichtet auf die Aufführung.)

Nachdem der hiesigen Theaterdirektion das Drama mitgetheilt war, erhielt ich, oder vielmehr der unbekannte Verfasser, durch Hofrath Esperstädt, dem allein Mitwissenden, eine sehr achtungsvolle Erwiederung, und, was mich wirklich mit Hochachtung und Rührung

erfüllte, eine ſo anſtändige, belehrende Darlegung der dramatiſchen Mängel, daß man nicht genug eine Direktion verehren kann, die mit Zuſendungen der Art, die ans Fabelhafte gränzen, überhäuft, doch Zeit zu einer ſo achtungsvollen Belehrung übrig behält.

Was konnte mir willkommener ſein, als nach dieſen milden, einleuchtenden Darlegungen das Ganze zu verändern; damit habe ich die Mußeſtunden meines Hierſeins ausgefüllt, und da es Hofrath Esperſtädt der gemachten Anforderung entſprechend findet, laſſe ich eine Abſchrift machen, die ich Ihnen dann zuſenden will.

Ich habe ämlich dem Wunſche des Herrn Hofrath Esperſtädt, es jetzt noch einmal der Direktion vorzulegen, nicht nachgegeben, und weiß dafür keinen weiteren Grund anzugeben, als eine Schüchternheit, eine Dankbarkeit für ehrenvolle Behandlung, die ich nicht weiter verſuchen will und durch dieſe Zurückgezogenheit ſtillſchweigend am beſten zu erwiedern denke. Ihnen theile ich es nun vorläufig als einem Freunde mit; wenn Sie es blos als ſolcher geleſen haben, dann prüfen Sie es weiter; Niemand kennt es hier, Niemand weiß darum; ich ſage Ihnen aber, daß ich es der Prinzeß Wilhelm (das iſt immer die Aeltere) geſtehen werde; denn ſie beſitzt zu ſehr mein Vertrauen, um ihren Fragen entgehen zu können. Legen Sie es geleſen und wohl erwogen bei ſich zurecht, und theilen Sie mir mit, was Sie

damit machen möchten. — Esperſtädt wünſcht zwar, ja er rechnet ſogar feſt darauf, Sie werden es drucken, und dann wird es Eigenthum der Bühne werden, gegen meinen Willen; aber dies legt Ihnen keinen Zwang auf; ich fordere dies nicht von Ihnen, indem ich es Ihnen mittheile; aber ſehr dankbar werde ich für Ihr Urtheil ſein, und wenn Sie für mich beſchließen und es auf ſeinen Platz bringen.

Berlin, den 18. Dezember 1837.

III.

(Kritik und Antikritik. Das Drama wird zurückgelegt.)

Jetzt haben Sie mir wirklich Unrecht gethan, aber nicht mit Ihrem intereſſanten Urtheil über Maria Nadaſti, ſondern daß Sie zweifeln, ob ich es zu ſchätzen gewußt habe.

Um in Ihnen darüber jeden Zweifel zu beſeitigen, ſchreibe ich Ihnen heute aus meinem Bette, und ſo haben Sie zugleich die Erklärung meiner verſpäteten Antwort, ohne daß ich Sie weiter mit trüben Details unterhalten will.

Ihre Beurtheilung war mir ſehr intereſſant, ebenſo in den Beziehungen, die mit meiner Ueberzeugung zuſammen fielen, als wo ſie davon abwich; aber ich hatte

vielmehr das Gefühl, daß Sie mir eine ehrende Anerkennung gewährt hätten, als daß Ihr Bedenken und Ihre Warnungen mich hätten verletzen können.

Von Anfang an habe ich Maria Nadasti als eine Probe angesehen, die ich meinen Fähigkeiten stellte; mich selbst immer neckend mit einer gewissen mir eignen pompeusen Breite, wollte ich einmal mich zu prompter, lebhafter Entwickelung nöthigen. Ich habe meine herzinnige Lust während seiner Entstehung gehabt und viel dabei gelernt, durch den schönen, wohlwollenden Tadel, mit dem es zurückgewiesen worden ist und der mich hätte entschädigen müssen, wäre mein Herz auch schon durch Beifall verzogen und auf Lob begierig worden. Gottes Güte hat aber dagegen mich bis jetzt bewahrt, und ich kann mich über das eigene Werk so ruhig berathend unterrichten, als über ein fremdes! Was mir aber das Wichtigste war und was ich Ihnen recht gern glauben möchte, das ist Ihre Versicherung, daß Sie es ganz selbstständig finden, in Nichts eine Wiederholung von Godwie-Castle verrathend. Daraus schöpfe ich viel Muth; dieselbe Farbe wird wohl Alles tragen, was ich schreibe; sie schließt aber den Reichthum der Gestaltung nicht aus, worauf das Leben uns mit seinen Erscheinungen verweist und die zu erkennen oder monoton mit einander zu verwechseln den Unterschied unter den Geistern constituirt.

Nun folge ich Ihren Kritiken leſend und ſogleich beantwortend.

Nicht ganz haben Sie Recht bei dem erſten Einwurf. Nicht dreimal wird der Erbvertrag durchgeſprochen als Daſſelbe. Das Erſtemal zwiſchen Vater und Sohn bis auf den nöthigen Punkt, und bis dahin, wo der Eine nur wußte, der Andere wiſſen mußte. Das Zweitemal iſt die Fortſetzung von dem Erſten, was jene nicht wiſſen konnten; (zwiſchen P. Julian und Nadaſti). Das Drittemal aber blos ein Reflex auf Maria's Seele, die hinter der Scene das Ganze erfuhr und die wir blos vor unſeren Augen ihren Charakter daran entwickeln ſehen.

Ueber Meinhardt habe ich Folgendes zu ſagen: „er verſchmähte nicht die liebenswürdigſte Jungfrau!“ Dazu hätte er ſie kennen müſſen, und er ſah ſie zum zweiten Mal, und wie ich meine, erſcheint ſie da blos noch ein liebenswürdiges Kind, mit den Keimen zu ihrer ſpäteren Entwickelung, und dieſe lernen nur wir in ſeiner Abweſenheit kennen. Er ſieht in ihr die abſcheuliche Betrügerei des Erzbiſchofs gelingen, der er ein widerſtandsloſes Opfer werden muß; ein Engel, fürchte ich, hätte einen Mann von Ehre nicht mit einer ſolchen Vermählung ausgeſöhnt, und der Gegenſtand behielt nicht Zeit, ihm andere Anſichten einzuflößen; er mußte ſelbſt, ohne eine andere Neigung, die faſt über-

flüssig scheint, dies Verhältniß verabscheuen; sich aber so determinirt davon loszumachen, nachdem der Ehrenpunkt erfüllt war — ist namentlich jugendlich richtig und gewiß dem Charakter eines stolzen Mannes entsprechend. Vollkommen Recht haben Sie aber, daß seine Liebe zu Clarisse G. gar nicht motivirt ist; aber wie freute ich mich, daran unschuldiger zu sein, und mit welchem Vergnügen würde ich Ihnen da meine erste, zu lang befundene Abschrift mittheilen. Gerade an dem Platz, den Sie bezeichnen, wo durch Sir Winfried Clarisse G. noch einmal erwähnt werden müßte, da hatte ich sie und eben denselben Sir W. erwähnen lassen, Meinhardt Gelegenheit gegeben, einige wahre Worte über die Unbeständigkeit der ersten Liebe zu sagen, und nach manchen Neckereien des alten Herrn, Meinhardt durch ihre Vermählung überraschen und beruhigen lassen. Dessen ungeachtet wäre die Liebe zu Lady Cureland nicht unwahrscheinlich, wenn man die vier Jahre, die dazwischen liegen, festhält.

Das Einzige, was mich überraschte, war, daß Sie Maria Nadasti nur scizzirt finden; ich dachte, sie wäre recht vollständig.

Die kräftige, gesunde Empfindung schon als Kind (im zweiten Akt im Kloster), die unschuldige Neugierde auf's Leben, der feste Verband mit Gott; dann wie sie sich schildert nach vier Jahren, wie sie im Schmerz sich

entwickelte, trotzend und wild, Allen eine Ueberraſchung; dann mit Nadaſti ſo übermüthig, mit der Kaiſerin ſo edel, mit dem leidenden Vater, mit Anna ſo zärtlich; — ich möchte Ihnen das Urtheil abhandeln — mir däucht, ſie iſt vollſtändig.

Was Sie außerdem fürchten, daß die öffentliche Erſcheinung nicht von günſtigem Erfolg ſein wird, weiß ich ſo gar nicht zu beurtheilen, daß ich darin ganz Ihrer Erfahrung vertraue, und ich habe dies kleine Werk mit dem ruhigſten Herzen bei Seite gelegt, und ohne allen Harm darüber mit mir abgeſchloſſen, denn es hat ſeinen Lohn dahin und ich danke ihm manche gute Stunde.

Berlin, den 18. Februar 1838.

IV.

(Das Drama wird für den genealogiſchen Kalender beſtimmt.)

Der Berliner genealogiſche Kalender iſt im vorigen Jahre ſo ſchlecht ausgefallen, daß der Kronprinz, der dieſen Kalender gerade zu haben wünſchte, ſehr erzürnt darüber war und es die Herren, die damit zu thun hatten, empfinden ließ. Daraus entſtand nun, daß einer der Herren zu mir kam und mir ſagte, der Kronprinz wünſche, ich möchte für das Jahr 1841 eine Novelle

für dieſen Kalender liefern. Dies ward denn in möglichſt ehrenvoller Form vorgetragen, womit ich Sie verſchone.

Der Gedanke, daß der Kronprinz glaubt, ich könnte ſeinen beſchützten Kalender heben, erfreute mich recht, und ich hätte wohl gewünſcht, ſogleich darauf eingehen zu können; aber doch — während meiner dankbar höflichen Antworten, ward es mir ganz klar, wie belaſtend und zerſtörend für meine Produktivität ſolche Verpflichtung, ſolcher Zwang ſein würde; ich bat daher, dies nicht von mir zu verlangen, und ſuchte meine Unfähigkeit dazu klar zu machen. Aber Sie können denken, ob man mir das glaubte, da zwei gedruckte Bücher ſcheinbar das Gegentheil verſichern. Endlich, nachdem auf die mündliche Rückſprache eine ſchriftliche folgte, fiel mir Maria Nadaſti ein, dieſe habe ich eingeſchickt, um meine Bereitwilligkeit zu zeigen, doch erſt vorgeſtern; ich bin daher noch ohne Antwort und zweifle, daß man ſich damit begnügen wird.

Berlin, den 4. Februar 1840.

V.

(Maria Nadasti wird von der Redaktion nicht angenommen.)

Maria Nadasti ist nicht angenommen worden; man hat mir das Drama auf eine sehr wohlwollende und ehrenvolle Art zurückgegeben, aus dem Grunde, weil man nichts aufnehmen will, was den katholischen Priesterstand angreift. Diese schöne und zeitgemäße Schonung habe ich recht mit voller Ueberzeugung anerkannt, und so ist es abermals der Oeffentlichkeit entzogen, und ich bin um so zufriedener damit, da ich selbst geringen Werth darauf lege und Ihr Urtheil, welches immer abmahnend bleibt, mir eine Warnung scheint, obwohl in kleineren Zirkeln, selbst von ausgezeichneten Personen, dem Drama oft großer Beifall, der mich jedoch mehr überrascht, als überzeugt, gezollt wird. Dagegen ergingen nun auf's Neue lebhafte Aufforderungen, eine Novelle zu liefern, und im Begriff, es abzuschlagen, fällt mir plötzlich ein Gegenstand ein, und wie das dann immer geht, ich fange sogleich an zu schreiben.

Nun war die Art, wie man diese Nachricht aufnahm, fast rührend für mich; man gestand mir Zeit, Umfang, genug Alles, was ich wollte, zu und deckte sich, für den Fall ich nachbliebe, durch eine andere Bestellung, die dann eintreten sollte.

Aber was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen beichte, ich nun während der Arbeit, und es ſind eilf Folio- en bereits fertig, von meinem Gegenſtand ſo ergriffen de, ihn in blauer Ferne ſo wachſen ſehe, daß mir Gedanke, ihn zur Novelle zu verſchneiden, das Herz ; niederſchlägt.

Was ſoll ich nun wohl machen? Es iſt mir von r Seite ſo viel Güte gezeigt, es iſt ſo ehrenvoll für), die Abſicht des Kronprinzen, die mir ausgeſprochen macht es mir ſo werthvoll, und doch widerſpricht as in meinem Innern, was ſtärker zu werden ſcheint, jede andere Rückſicht, und, ſei es Ahnung, ſei es üchternheit oder Beides, immer habe ich es in Frage llt, ob ich eine Novelle ſchreiben könnte, nie ein s Verſprechen gegeben. Wie viel lieber gäbe ich es en, mit welcher Luſt und Behaglichkeit würde ich weiter arbeiten.

So ſchwankend der Zuſtand noch iſt, mußte ich es en doch erzählen; aber behalten Sie es für ſich; wir en erſt abwarten, was daraus wird.

Berlin, den 27. März 1840.

VI.

(Maria Nadasti wird für ein Taschenbuch bestimmt.)

Mir ward die Herausgabe eines Taschenbuches angetragen, unter der Freiheit, jede mir beliebige Bedingung zu machen.

Ich habe dessen ungeachtet die Sache für mich entschieden abgelehnt, aber gebeten, sie einem Literaten, für den ich mich interessire und der einen begründeten Namen hat, zu übertragen.

Die Antwort ist sehr günstig ausgefallen, doch darf ich nicht verschweigen, immer mit Rückblick auf mich!

Um ihm nun dies Geschäft zu verschaffen, habe ich ihm Maria Nadasti versprochen, da von einem Beitrag von mir die vortheilhaften Bedingungen abhängen werden.

Ich bitte Sie nun, was bei ihrer Erfahrung Ihnen nicht schwer werden kann, mir zu sagen, wie viel ein renommirter Literat, der die Herausgabe mit dem Honorar für die Beiträge übernimmt, fordern kann.

Berlin, 1. März 1844..

VII.

(Maria Nadasti erscheint unerwartet in dem Hellerschen Taschenbuche „Perlen".)

Wundern Sie sich nicht, wenn nächstens die „Perlen" von Heller in Leipzig herausgegeben, mit Maria Nadasti erscheinen. Dies Manuscript sollte einem sehr geachteten Freunde behülflich sein, und ward dem Buchhändler K. in N. übergeben, der es ohne meine Einwilligung Herrn Heller überließ. Ich habe blos, um Diesem nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, nachgegeben.

Berlin, den 30. Juni 1845.

VIII.

(Wie das Manuscript doch noch den Weg in die Oeffentlichkeit fand.)

In einem Ihrer letzten Briefe erinnern Sie sich in nichts der Angelegenheit mit K. in N., und doch habe ich Sie über ihn befragt.

Mir wurde durch diese Handlung der Antrag gemacht, ein Taschenbuch herauszugeben; ich lehnte es ab, und übertrug es an den Baron Sternberg.

Es sollte, wie ich hoffte, für ihn ein einträgliches Geschäft werden, und da K. nur dann das Geschäft mit

ihm abſchließen wollte, wenn ein Beitrag von mir dabei wäre, ſo entriß ich mir mit dem größten Widerſtreben meines Gefühls Maria Nadaſti, welche nie gedruckt werden ſollte; und nun ward der Contrakt abgeſchloſſen.

K. bekam noch Beiträge vom Fürſten Pückler — Fürſten Schwarzenberg — Reumont und Sternberg, deſſenungeachtet verweigerte er den Druck, und hat endlich mein und Pücklers Manuſcript an Heller überlaſſen, wovon wir erſt durch dieſen Nachricht bekamen.

Wir forderten nun direkt von Heller die Manuſcripte zurück, und ich ging bis zum gerichtlichen Proteſt.

Bei näherer Erkundigung hielt ich es meiner nicht würdig, die Angelegenheit weiter zu verfolgen; und ſo habe ich nichts mehr zu thun, als dieſe unangenehme Sache zu vergeſſen, und leider auch Maria Nadaſti; denn wenn mir ihre Publikation einfällt, ſo empfinde ich einen kleinen Stich!

Berlin, den 8. Auguſt 1845.

St. Roche.

1838.

I.

(Das Bild der Maria Thereſia wird als dichteriſcher Vorwurf ins Auge gefaßt. Die heimliche Luſt an der Ausarbeitung.)

Ihre Anregung in Bezug auf Maria Thereſia und was daraus ſich entwickeln ließe, ſoll nicht vergeblich ſein. Schon während ich den Stoff dieſes Dramas*) dazu verbrauchte, ſagte ich oft zu meinem Bruder „ich komme mir wie eine Verſchwenderin vor, daß ich dieſen reichen Gegenſtand zum Drama verwende.“

Doch halte ich weitſichtige Pläne gern von mir ab, und meine Natur weiſt ſie von ſelbſt zurück; das Nächſte und das ſchon Ergriffene fordern ihr Recht; ich kann nicht viel zugleich, wenn ich auch oft darüber wegſehen und ahnen kann, was ſich wohl einfinden wird, wenn das Vorliegende erledigt iſt.

Meine ſchriftſtelleriſchen Erfahrungen ſind ſo klein, daß ich an ihnen nur dieſelbe Wahrnehmung meiner Charakterrichtung beſtätigen konnte, deren ich mir in andern Beziehungen des Lebens bewußt ward.

---

*) Das Drama: Maria Nadaſti. Siehe die betreffende Abtheilung.

Um so weniger aber ständen mir solche Pläne zu, da Gott mich so ungewiß erhält über die Dauer meiner ganzen Existenz; also immer das Nächste, die Schätzung des Augenblicks, bildet den Werth der Zukunft; er ist das Sicherste, was uns gegeben!

Ein rechtes Geheimniß war die besondere Lust, womit ich gleich nach Empfang Ihres Briefes und der Zurücksendung des Manuscripts mehrere Tage an meinem französischen Manuscript arbeitete. Ich war wieder so allein mit mir geworden; von der heimlichen Angst vor der neuen Oeffentlichkeit erlöst, gehörte ich mir nun wieder ganz ungetheilt an, und meine Stimmung ward blos ein häusliches Stillleben, worinnen dann diese fremden Erscheinungen am Liebsten einkehren und ich am Productivsten werde.

Dessen ungeachtet ist der Erfolg nicht groß gewesen, da ich selbst zum Liegen erkrankte, und auch diese Zeilen, die ich gleich nach Empfang Ihres Briefes am Mittwoch den 14ten anfing, sind erst heute fertig, da ich zu leidend war, sie zu vollenden.

Sehr danke ich und mein Bruder Ihnen noch für Ihre gütige Verwendung bei Doktor Prießnitz. Wie muß man sich freuen, Jemanden so ruhig und klar, ohne alle verblendende Vorliebe zu finden, wie dieser Mann aus seiner kurzen determinirten Antwort hervorgeht. Alle, denen er Zusage der Genesung giebt, dürfen um

so fester auf die Erfüllung hoffen, und so wünsche ich sie auch Ihnen von ganzem Herzen.

Berlin, den 18. Februar 1838.

II.

(Concurrenz wegen des Verlages von St. Roche.)

Ich war auf den Punkt des Werks gekommen, den ich wegen des ganz veränderten Schauplatzes für das Ende des ersten Theils erklären mußte. Nun erweckte es die Theilnahme einiger der nächsten Freunde, welche darauf bestanden, ich müßte mir den Verlag gewinnreicher für mich machen. Bis dahin habe ich den verschiedenen Schritten, die geschehen sind, mit ziemlicher Ruhe zugesehen, weil ich sie unserm Verhältniß immer noch nicht bedrohlich hielt; jetzt aber erschreckt mich die Ankündigung von Brockhaus, Anfang Oktober nach Berlin zu kommen, und selbst mit mir darüber zu unterhandeln. Nun sehe ich, daß die Sache ernsthafter wird, und mein erstes, daraus entstehendes Gefühl ist: Ihnen Alles das mitzutheilen, und mich zu der Versicherung zu bekennen, daß wenn in dem Geschehenen schon etwas Verletzendes für Sie liegt, mich selbst doch kaum der Vorwurf trifft, da man mich wirklich bei meiner Unkenntniß

der Geſchäfte über Manches im Unklaren laſſen konnte. Ich habe mir jetzt die Freiheit reſervirt, es Ihnen förmlich anbieten zu dürfen, (was ich übrigens, glaube ich, ſchon längſt gethan habe, da ich mir nie denken konnte, daß ich zu einem andern Verleger Zutrauen faſſen könnte), und bitte Sie nun, mir darauf bald zu antworten, und mir gleich Ihre jetzigen Bedingungen mitzutheilen, damit ich in ihnen einen Schutz gegen anderweitige Anſprüche habe. Vorſchläge mache ich Ihnen nicht; Sie werden mir ſie ſo machen, daß andere damit zufrieden ſein können.

Wie Sie nun dies Vertrauen aufnehmen werden, überſehe ich nicht ganz. Möchten wir doch bald darüber weg ſein und zu unſern ruhigeren, die Sache ſelbſt betreffenden Mittheilungen übergehen können.

Es überraſcht mich ſo, daß ich auch dieſe Seite anerkennen ſoll; ſchon wollte ich dieſen Theil unſerer Mittheilungen meinem Bruder überlaſſen, aber dann dachte ich, daß ich Ihr Vertrauen wohl ſchon genieße, und es alſo beſſer wäre, wenn Sie von mir ſelbſt es hörten.

Berlin, den 29. September 1838.

III.

(Der Genuß an einer poetiſchen Schöpfung und ihr materieller Vortheil.)

Ich genieße jetzt den Beſitz einer ſchönen Wohnung, die viel Eigenthümliches hat durch den Anbau eines Thurmes und der Ausſicht über die Spree in den Garten des Schloſſes Monbijou, der baumreich mit Roſen und einer Pergola von wildem Wein durchaus den Eindruck eines Waldes macht, gar nicht an eine Stadt und an Berlin erinnert, und mir daher ſehr zuſagend iſt.

Nach Empfang Ihres Briefes denke ich nur daran, von Brockhaus in ehrender, ſchonender Form abzukommen, denn Sie drücken Alles ſo aus, wie ich es immer nur unter uns denken konnte, und ich wollte, Sie hätten nur gleich Ihr Gebot hinzugefügt, was ſicher ſo ſein wird, daß meine Wache haltenden Freunde zufrieden ſein könnten; dann wäre die häßliche Klauſel nicht nöthig, Brockhaus mit ſeinem Gebot abzuwarten. Das iſt all nicht meine Natur, darum ſagen die Andern, ich ſoll mich nicht drein miſchen. Es iſt mir überhaupt ſo ſonderbar, daß ich mir für mein ſtilles, heimliches Glück ſoll bezahlen laſſen; ich bin dafür ſo dankbar freilich gegen Gott, der es mir gab, daß ich den pecuniairen Vortheil nicht recht oder richtig auffaſſe. Denn ich habe allerdings kein Vermögen, aber mit einer feinen Be-

ſchränkung glaubte ich immer genug zu haben, und beſaß eine beſondere Disciplin, Wünſche zu beſeitigen, die in dieſe Form nicht paſſen wollten.

Jetzt ſagt man mir, mein armes mürbes Leben ſei vielleicht nur durch außerordentliche Mittel zu erhalten, und ich ſoll in dieſer Gabe Gottes zugleich ſeinen Willen erkennen, mir dieſe zu verſchaffen, da ich ſelten geneigt bin, meine allzu generöſen Geſchwiſter für mich einſchreiten zu laſſen.

Der Anſicht will ich nicht entgegen treten, und da ich nicht den kränklichen Stolz in mir will aufkommen laſſen, alle Geldangelegenheiten von mir zurück zu weiſen, ſo zwinge ich mich zu einer mäßigen Theilnahme und tröſte mich mit der Einſicht der erfahrenen Perſonen, daß Ihr liebenswürdiges und achtbares Bezeigen in nichts gekränkt werden ſoll.

Berlin, den 22. Oktober 1838.

Adreſſe: Weidendamm Nr. 5. Seit ich hier wohne, ſagt mir mein Wirth, nennen die Nachbaren das Haus — Godwie-Caſtle.

IV.

(Erwägungen hinsichtlich des Titels. Abneigung gegen Intriguen- und Tendenz-Romane. Der Roman soll die innere Wahrheit der menschlichen Natur darstellen. Ein Urtheil A. v. Humboldt's.)

Aber der Titel meines neuen Werkes? — Das müssen wir wohl bedenken; ich dachte, da es der Punkt ist, von dem aus die Fäden in die Weite schießen, müßten wir es St. Roche nennen. Aber was nun weiter! —

Hier bestürmt mich alles über die Nothwendigkeit, hinzuzufügen: von der Verfasserin von Godwie-Castle. Es ist mir, als ob ich damit ein Blech vor der Stirn tragen würde; aber Spiecker sagt geradezu, es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Sie, ein Schade, den ich Ihnen zufügte, wenn ich mich dessen weigerte. Dies würde mich bestimmen. Verkennen Sie mich nicht; halten Sie mich nicht für prüde oder affektirt; ich bin bloß still erzogen, und das wird man nie wieder los. Ich weiß wohl, ich bin bekannt genug geworden, aber nun reiße ich damit aufs Neue die kleine Schutzmauer ein, die die Zeit gezogen.

Sein Sie nicht böse, daß ich hier laut denke; ich brauchte Ihnen das nicht zu sagen, es ist Ihnen vielleicht empfindlich, und ich will nichts thun, was Ihren Vortheil hindert, daher sollte ich es Ihnen auch nicht schwer machen durch diese Eingeständnisse; Sie haben mich

aber schon durch Ihre Güte verwöhnt, also sein Sie nur des Einen gewiß, daß ich einwillige, wenn Sie es für vortheilhafter halten.

Aber die Bändezahl! Wie soll ich Ihnen das schon bestimmen? Ich glaube gewiß, es werden drei Bände, aber ich schreibe noch an dem zweiten; kann ich es wohl schon so sicher übersehen, drei Theile zu versprechen? Sie wissen, wie ich arbeite. Der Plan ist ein kleiner Knaul, der aufgewickelt in meinem Kopf liegt; wenn ich mich niedersetze zum Schreiben, wickle ich den Faden langsam ab. Wie weit er ausreicht, findet sich nirgends verzeichnet; aber um keinen Preis kann ich ihn nach Belieben ziehen, daß er länger, freilich auch dünner wird; ich bin dazu zu stolz und zu ehrlich und lasse ihm ungekränkt seine Natur.

Doch strömt im zweiten Theil Vieles auf mich ein; ich fühle es wohl, es muß noch viel Vorrath sein; ich glaube, ich reiche nicht mit zwei Theilen; aber mit dieser Ueberzeugung, fürchte ich, können Sie nichts anfangen.

Rathen Sie mir darüber; Sie haben wohl die Erfahrung für so Etwas. Wenn ich nur so leidlich gesund bliebe, wie jetzt, könnte ich den Winter über bis Ostern wohl den zweiten Theil liefern, aber wer weiß, was Gott bestimmt hat; es wird mir jetzt so besonders leicht, wie gern möchte ich ein Weilchen ungestört fortarbeiten können.

Wie liebenswürdig ist es von Ihnen, mich immer wieder zu neuen Produktionen anzuregen. Es richtet doch meine Gedanken darauf und ist gewiß nicht ohne Erfolg, obwohl ich vor Allem Ruhe in mir erhalten will. Es würde mich auch selbst in meine Ergebung in Gottes Willen stören, wollte ich so weit in die Zukunft hinein mich meiner Kräfte sicher halten; es thut so viel wohler, das Nächste mit allen Kräften zu ergreifen und zu erwarten, wie daraus die Zukunft sich gestaltet.

Außerdem glaube ich nicht sehr an mein Erfindungsvermögen. Ich schäme mich vor Intriguen; darum nimmt meine Phantasie nicht leicht diese Richtung, und so ist immer Alles zu offen oder einfach, was ich componire, und gegen Romane, die irgend ein Prinzip aufstellen, es personifiziren, — oder gegen die moralischen Romane, die in ewiger Absicht schmachten, und uns die Laune durch ihre ewigen Belehrungen verderben, habe ich eine gründliche Abneigung. Eine Composition wird der Wirkung nicht entbehren, wenn sie eine innere Wahrheit enthält, die die menschliche Natur in ihren möglichen Progressionen darstellt, und der Schriftsteller hat für sein Publikum nichts zu thun, als in sich selbst ein edles Bedürfniß zu befestigen; was davon hervortritt, wird nicht durch Absichtlichkeit beleidigen.

Gott gebe nur, daß Ihr Vertrauen zu der neuen

Production nicht getäuſcht wird. Vielleicht, wenn Sie kommen, haben Sie Zeit einen Blick hinein zu thun. Selbſt habe ich kein Urtheil, und lobt es wer, ſo denke ich: es iſt, weil die Perſon mich lieb hat, und vertraue ihm nicht. Nur das Eine weiß ich, daß es ernſt, ruhig und ohne alle Nebengedanken aus ſeiner eigenen Nothwendigkeit hervorgeht; ſo fühle ich wenigſtens die Ruhe eines guten Gewiſſens und ſehe ſeinem Schickſal in der Welt gleichmüthig entgegen.

Stellen Sie ſich auch ſo dazu, und vergeſſen Sie nicht Alexander von Humboldt, der mit ſeiner ausreichenden Erfahrung mich zwar zum Weiterſchreiben aufforderte, aber lächelnd hinzufügte: „natürlich wird das Zweite nicht ſo gut ſein, als das Erſte, darauf müſſen Sie gefaßt ſein, und das wird der Sache nicht ſchaden.“

Berlin, den 29. November 1838.

V.

(Ergebung in Gottes Willen als die Bedingung innerer Ruhe und Genüge. Selbſtkritik. St. Roche ſoll kein hiſtoriſcher Roman ſein.)

Ich habe länger und ſchmerzlicher als gewöhnlich leiden müſſen: in den letzten Tagen fühlte ich mich aber

leichterter und nur die Lethargie, die sich öfters als Uebergang zur Genesung einstellt, hielt mich noch immer vom Briefschreiben zurück. Da kamen denn diesen Morgen Ihre freundlichen Worte, und regten mich angenehm an, die Verschuldung des längeren Schweigens gegen Sie aufzuheben.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen Wunsch zum neuen Jahr! Eben so theilnehmend erwiedere ich ihn; möge Ihnen der Himmel Alles zum Segen gereichen lassen; auch was uns mißglückt, oder uns Schmerzen auferlegt, kann doch diesen Gewinn in sich schließen und die Zustände ausgleichen, die nach Außen mangelhaft erscheinen. Darauf hoffe auch ich; für meinen körperlichen Zustand freilich habe ich nur wenig Hoffnung, aber dagegen eine innere Zusage, die besser als Hoffnung tragen hilft, da sie in der Ueberzeugung wurzelt, daß Gott in unserm Geiste eine schöne, beseligende Kraft wecken kann, die recht Schweres zu einer freudigen Arbeit umwandelt, so daß nur noch das Verlangen übrig bleibt, es möge so nach Gottes Willen sein. Eine solche Ueberzeugung muß dann sehr erquikkend werden und ist die Gerechtigkeit, an die ich so fest glaube und die nur verdeckt liegt, wenn wir nicht nachfragen, was Gott im Innern gewährt. Glauben Sie nicht, ich dächte schon dahin gelangt zu sein; ich fühle nur, wie ein inneres Versprechen, daß Etwas mir

davon zu Theil werden wird, wenn die große Leidenszeit naht und darum bin ich im Ganzen furchtlos.

Vor Weihnachten hatte meine Arbeit einen raschen Fortgang; bleibe ich so bei Kräften im Geiste und treten die körperlichen Leiden nicht dichter an einander, kann ich Ihnen zu Ostern den zweiten Theil versprechen.

Sollte es Ihnen aber lieb sein, jetzt schon den ersten Theil zu haben, so dürfen Sie es nur sagen; da er fertig daliegt, ist er ja gewissermaßen nicht mehr mein Eigenthum. Das Entstehen des zweiten Theils führt mich in die Welt, für die ich manche interessante Studien machte. Ich habe in Berlin eine geistige Autorität, die mir am Höchsten steht, das ist der blinde Doktor Müller; Wilhelm von Humboldt sagte: er ist mir die bedeutendste Erscheinung der neueren Zeit! Dies mag Ihnen ein Zeugniß geben für ihn. — Er hatte die große Güte, mein Manuscript bis zur Mitte des zweiten Theils zu hören, und machte mich erst aufmerksam auf die große Verschiedenheit der Personen, Situationen und nöthigen Schilderungen; da dies aber eine ungesuchte Forderung des Planes ist, hat er es als einen Vorzug bezeichnet. Der erste Theil ist milde, stößt auf vorrüber gegangenes Unrecht, leitet auf sanften Wegen neues Unrecht ein. Der zweite dagegen führt in die Werkstatt selbst, ist eng mit den Zuständen der Zeit verbunden, welche zugleich die Blüthezeit der französischen

Epoche unter Ludwig dem XIV. nach dem Aachener Frieden umſchließt. Dieſe merkwürdige Epoche iſt immer nur von der frivolſten Seite, die allerdings hervorſtechend genug iſt, in allen Romanen, die ſich darinnen bewegen, aufgefaßt worden. Sie widerſtand mir von Grund aus; ich habe manches Andere, Verſöhnende entdeckt, wenn gleich die Wahrheit nöthigt, auch jene Dinge, und mehr noch den Zuſtand der Zeit, woraus dieſe Zuſtände hervorwuchſen, berühren zu müſſen. Auch hier aber dient mir die Zeit blos als Hintergrund, als Farbe des Ganzen; ein geſchichtlicher Roman iſt es nicht, wenn man hierfür nicht ſchon die beſtimmte Annahme der Zeit ausreichend finden will.

Berlin, den 6. Januar 1839.

VI.

(Abneigung gegen eine ſtiliſtiſche Ueberarbeitung des Werkes. Vertheidigung der Eigenthümlichkeiten des Stils und namentlich der maleriſchen Bezeichnungen.)

Haben Sie vielen Dank für Ihre geſtrige Zuſchrift; Sie ſind immer die erſte Kritik, und ich freue mich, daß ſie günſtig iſt.

Dagegen iſt mir nicht lieb, daß Sie dies ſorgfältig geprüfte Manuſcript abermals einer Korrektur unter-

259778

werfen wollen, und die Verſicherung der Nothwendigkeit iſt mir ſo räthſelhaft, daß ich Sie fragen möchte, ob dies wirklich Ihre Ueberzeugung iſt, und daß ich etwas zweifelhaft gegen die Autorität werden möchte, die dies erklärt, wenn ich denke, daß Breslau von Berlin doch nicht ſo fern liegt, um eine Sprachverſchiedenheit möglich zu machen, und dies Manuſcript hier einem der erſten Gelehrten erſt vorgeleſen, dann von ihm und ſeinem Sekretair ſorgfältig geprüft worden und dieſer Gelehrte den großen Preis bei der Univerſität für ein lateiniſches und ein deutſches Werk gewann. Allerdings war ſeine Meinung, daß mein Stil eine abweichende Eigenthümlichkeit habe, aber er wollte dieſe gerade um keinen Preis angegriffen wiſſen, da ſie, unabſichtlich, durchaus nicht den Vorwurf affektirter Originalität auf ſich ziehen könne, ſondern bei einem ruhigen und ſorgfältigen Leſen immer den Beweis einer tief aus dem Gedanken ſelbſt hervorgehenden Nothwendigkeit lieferte. Da ich mir im ſelben Maße das Zeugniß dieſer Unbefangenheit geben konnte und in einzelnen Fällen, die zur Berathung kamen, die Nothwendigkeit des Einen oder Anderen genügend beweiſen konnte, müſſen Sie billig meine Abneigung begreifen können, mein unter dieſen Umſtänden prätentionslos und doch nothwendig ſo entſtandenes Werk einem Fremden anzuvertrauen, der vielleicht nach zu allgemeinen Grundſätzen eine ſolche Umformung

beabſichtigte, ohne gerade die vorerwähnte Eigenthümlichkeit zu erkennen oder zu reſpektiren.

Die Korrektur von Godwie-Caſtle, — wenn man ſie ſo nennen kann, da ich bei Vergleichung des Manuſcripts mit dem gedruckten Werk kaum den Nachweis derſelben zu führen wüßte, — mußte ich allerdings bei dem Geheimniß, was darüber waltete, genehmigen; es würde mir dieſes Zugeſtändniß diesmal aber viel ſchwerer werden, da ich keine Sorgfalt unterlaſſen habe und eine Autorität für mich habe, die mir allerdings ausreichender ſein muß, als die eines Fremden. Sie können daher denken, daß ich bei dieſer Ueberzeugung und dem Wunſch, auch die Ihrige zu achten und zu berückſichtigen, mich verlegen fühle und, indem ich mein geringes Selbſtgefühl nur durch das Zeugniß meines ernſten, forſchenden Niederſchreibens geſtützt fühle, mein Werk vertheidige als ein fremdes auf meinen Schutz angewieſenes Daſein.

Könnten Sie mir eine Korrektur zuweiſen, die blos noch einmal die bereits ſo ſorgfältig geprüften Sprachverhältniſſe und die Orthographie nachſähe, ſo würde ich dieſe Korrektur gern genehmigen, da ein Manuſcript in dieſer Beziehung, wie mir die Schriftſteller, die ich kenne, verſichern, nicht oft genug geprüft werden kann.

Auf das Beſtimmteſte müßte ich dagegen ablehnen, einem mir Fremden, deſſen Bildungsſtandpunkt ich nicht kenne, ein Recht über das zuzugeſtehen, was Sie in

Ihrer geehrten Mittheilung mit „Unebenheiten des Stils“ und „ungeeigneten Wörtern“ bezeichnen.

Letztere ſind in Wahrheit das Mark der kleinen Schöpfung und möchten bei ſorgfältiger Prüfung wohl gerade ſo viel Achtung verdienen, als dem Werke ſelbſt zuzugeſtehen iſt. Wehe dem Schriftſteller, welcher ſo ohne Stille und Sammlung ſchreibt, daß er das malende Wort nicht aus dem großen Vorrath mit dem vollſten Anſpruch auf ſeinen Platz hervortreten läßt; ein Wort hat ſeine Berechtigung in nichts Anderem zu ſuchen, als in der klaren Darlegung deſſen, was der Schriftſteller hat geben wollen; hierüber kann allein der Schriftſteller Richter ſein, die Andern müſſen empfangen, was er auf dieſem Wege geben will und ſich hineinfinden, und der Tadel oder das Lob, welches dem Schriftſteller dadurch zufällt, iſt ſein Schickſal, und er muß den Muth haben, ſich zu ſagen: das ſoll mein Schickſal ſein! Unſere großen Autoritäten dachten ebenſo verehrend gegen die maleriſche Wirkung des Wortes und geſtanden jedem Ausdrucke ſein Recht zu, wie Göthe namentlich den Gebrauch franzöſiſcher Wörter vertheidigt und ſie ſelbſt gebraucht, wo ſie ihm geeignet ſcheinen, den beabſichtigten Gedanken damit aus ſeinem Schacht hervorzurufen, und ſelbſt Worte zuſammenſetzt, ſchafft und durch ihre Wirkſamkeit ſanktionirt. Ich würde mich ungern auf ſolche Autoritäten berufen, könnte nicht die

kleinſte Produktion mit der größten doch immer die Aehnlichkeit einer gleich reinen, hingebenden inneren Beſtrebung haben.

Offen haben Sie hier meine Meinung erfahren, voll Vertrauen auf Ihre mir bekannte gebildete Geſinnung.

Berlin, den 2. Juli 1839.

VII.

(Verſtändigung über die Art der vorzunehmenden Korrektur.)

Ich fange dieſe Zeilen mit der Nachricht an, daß meine Geſundheit meinem Fleiße in der letzten Zeit kein Hinderniß mehr war und ich daher bis zur Mitte des dritten Theiles glaube vorgerückt zu ſein. Da ich früher nie von Ihnen die Wichtigkeit ſeiner Beendigung oder die Zeit der Herausgabe des Werkes erwähnen hörte, wußte ich auch nicht, daß eine ſpätere Beendigung Ihnen Nachtheil bringen könnte.

Ich wünſche nun, daß mein guter Wille von meiner Geſundheit unterſtützt werden möge, wofür ich allerdings nicht einſtehen kann.

Aus den Bemerkungen, mit denen ich aus dem beifolgenden Blatte die Ihrigen verſehen habe, werden Sie erkennen, in welchen Beziehungen unſere Meinungen von einander abweichen oder übereinſtimmen.

Da wir gemeinſchaftlich mit dieſen Durchſichten die Erfüllung einer Pflicht gegen das Werk beabſichtigen, das wir dem Publikum übergeben wollen, weiß ich keine beſſere Auskunft für meine dabei nöthige Mitwirkung zu finden, als daß Sie die Korrektur des erſten Theils bis zur Hälfte nach Ihrer Ueberzeugung beſorgen laſſen, ihn mir dann — ſelbſt mit der Reitpoſt, wenn Sie wollen — zuſchicken und ich Ihnen die Durchſicht umgehend zurückſende; während die zweite Hälfte in Arbeit iſt, erhalten Sie dann die erſte zurück, bis das Ganze beendigt iſt.

Berlin, den 9. Juli 1839.

VIII.

(Schriftſteller-Freuden. Das Bedürfniß des Lobes. Die glänzende Aufnahme des neuen Romans.)

Der Wunſch, Ihren lieben ehrenvollen Brief, den ich geſtern Abend empfing, recht bald zu beantworten, läßt mich den Verſuch wagen, Ihnen heut ſchon zu antworten, obwol meine Geſundheit mir erſt wenige Stunden erlaubt, aus dem Bett zu bleiben, und die Schwäche, die mir blieb, mich nach vielen Leiden noch ſchmerzlich niederdrückt.

Ihr Brief war aber auch geſchaffen, um ein friſches freudiges Gefühl zu erwecken, und ich danke Ihnen herz-

lich dafür, wie für das schöne Andenken, das Sie hinzugefügt haben. Beides rechne ich zu dem Erfreulichsten, was mir in dieser Zeit geschehen ist; gewiß hörte ich keinen wärmeren und geistvolleren Ausdruck des Antheils, und nur die Schüchternheit meinem Werke gegenüber kann mich zurückhalten, Ihnen das ganz so lebhaft auszusprechen, als ich es empfinde.

Ich hoffe nicht eigentlich ehrgeizig oder lobbegierig zu sein, aber es liegt in der Sache, daß man ein gewisses Maß von Lob bedarf, um Glauben zu fassen an die eigene Schöpfung. Dies ist wenigstens bei mir der Fall, bei sonst großer Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit während des Schaffens. Da sind mir gelegentliche Lobesspenden wohl erfreulich und ermunternd, ohne, so wenig wie der Tadel einen Einfluß auf den Gang der Arbeit zu gewinnen, die wie eine von mir unlenkbare Naturnothwendigkeit hervortritt, an deren Schicksal ich mit keinem Gedanken haften kann. Ist dies aber nun beendigt, dann sehe ich stumm, blöde und verwundert dem Ganzen nach und weiß nichts von ihm, und dann thun mir Menschen Noth, die mit dem Finger hier und dahin weisen und sagen: das steht drinn; daran hab' Freude, das macht Dir Ehre! — und dann kömmt mir Freude, eine recht reine, unschuldige Freude, die immer der Ueberraschung gleicht und mir darum auch nach Gottes unendlicher Güte und Fürsorge den Ehrgeiz abhält.

So bin ich denn auch Ihren Fingerzeigen freudig gefolgt, und Alles ward mir so lebhaft bezeichnet, ein neuer Besitz, — wie werden Sie nun das Ende finden?

Die Aufnahme im Publikum scheint mir außerordentlich günstig; wie Sie es aufgenommen wünschen, das erschütterte mich ordentlich; gewiß bildet sich ein kleiner ehrenvoller Kreis, ja es läßt sich schon mehr sagen: die Theilnahme ist sehr, sehr allgemein, der Impuls ist gegeben, er reißt die Kalten und Zweifelhaften nach.

Es schien mir oft eine trübe, dann wieder eine wohlthätige Fügung, daß mich das Krankenzimmer gegen jeden Andrang einhüllte, aber zahllose Briefe fanden den Weg und kein Tag verging ohne eine Freude. Die Buchhändler haben viel von dem Absatz gefabelt; so etwas muß ich aber erst von Ihnen bestätigen hören.

Unser König wollte es gleich besitzen, und es war wirklich nicht mehr zu haben; er mußte bis zum andern Tage warten; jetzt wird ihm alle Abend darin vorgelesen; der Kronprinz hat es verschlossen bis zu seiner Rückkehr; er ist zur Jagd. Meine liebe Prinzeß liest es in ihren stillen Bergen. Alexander von Humboldt schrieb mir einen herrlichen Brief; die historische Auffassung hatte ihn sehr überrascht.

Dieser Brief lag den dritten Tag; ich fühle eine oft sterbende Abspannung; heute will ich ihn, so unvollkommen er sein mag, absenden, denn vielleicht erkennen Sie

doch meine Gesinnung, meinen Wunsch Ihnen zu danken, meine Anerkennung Ihres geistvollen Urtheils daraus, und das mag ich nicht länger verschoben wissen; also sein Sie nachsichtig!

Nicht wahr, Kritiken sammeln Sie für mich? Und nicht bloß die guten; ich bin durchaus nicht bloß auf Lob eingerichtet; ein Tadel, der nicht böswillig ist, erfrischt, und ich habe Freude an Belehrung und bin selbstständig genug, abzuweisen, was ich nicht glaube gebrauchen zu können.

Berlin, den 1. Dezember 1839.

IX.

(Die Substanz des Charakters soll sich in jeder Handlung, in jedem Werke eines Individuums aussprechen. Es ist die höchste Genugthuung, wenn Dritte diesen Ausdruck finden und nachweisen. Ein Urtheil A. v. Humboldts über St. Roche. Bemerkung über „Edward in Rom." Der Welt- und Menschenhaß ist eine Schwäche des Individuums; die Kunst soll sich nicht dazu hergeben, sie zu rechtfertigen.)

Es hat mir Niemand Geistreicheres und Schöneres, etwas tiefer Gefühltes gesagt, als Sie in Ihren beiden werthvollen Briefen über St. Roche.

Wenn Sie wünschen dem Publikum den Antheil des Königs und Alexanders von Humboldt mittheilen zu können, so möchte ich Ihre beiden Briefe als Kritik

über St. Roche veröffentlichen können, und weiß, daß sie den günstigsten Eindruck für das Werk, für mich und für den Schreiber machen müßten. Daher noch einmal für Ihre beiden Briefe den herzlichsten Dank; und wenn ich sie auch nicht dem großen Publikum mittheilen kann, werden sie mir doch ein werthvolles Dokument über St. Roche bleiben und in dem kleineren Kreise meiner Freunde einen anerkennenden Antheil finden.

Nicht minder wohlthuend war mir die schöne, gehaltvolle Kritik aus der Schlesischen Zeitung. Sie trägt den Charakter ernster Gediegenheit, welcher eine so warme, gefühlvolle Auffassung abgewonnen zu haben, eine unbeschreiblich süße Genugthuung ist. Besonders ward ich erschüttert von der Anweisung des Standpunktes, auf den diese Kritik mich zugleich mit dem Werke erhebt. Man faßt in der Stille eine Ansicht und entwickelt sie nach und nach in allen Richtungen, das ganze Leben zuletzt daran prüfend und uns mit ihm danach verständigend.

Da diese Erkenntniß uns der göttlichen Wahrheit näher zu führen scheint, fordern wir von uns ein gleichmäßiges Bekenntniß derselben; in unsern Handlungen, in unsern Gedanken, ausgesprochen oder nicht; in den fernsten und nächsten Anschauungen, in dem Größten oder Kleinsten soll die Erkenntniß liegen, der wir durch ein treues Ringen nach Wahrheit uns zu nähern

ſtreben. — Wir zweifeln aber, ob wir und unſere Werke und Handlungen der klar ausgeſprochne Ausdruck dieſer Erkenntniß ſind, weil wir vor Gott ſo klein bleiben und uns immer noch ein höheres Ziel vorſchwebt, als wir erreichten.

Wenn uns dann von einer Autorität, deren Uebergewicht wir erkennen, gerade der Standpunkt angewieſen wird, den wir zu erreichen trachteten, ſo tritt dann der Augenblick freudiger Erſchütterung ein, den ich durch jene Kritik empfing.

Wenn Sie den Verfaſſer kennen; giebt es dann kein Mittel, ihm meinen Dank, meine Verehrung auszudrükken, ohne unbeſcheiden, oder zudringlich zu erſcheinen?

Vor einigen Tagen bekam ich wieder einen Brief von Alexander v. Humboldt, da ich noch immer Niemand empfangen darf.

Humboldt kam aus Potsdam vom Könige, wo er vier Tage mit ihm war, und alle Abende ward in St. Roche geleſen. Der König beweiſt eine große Theilnahme, und es wird gut vorgeleſen. Ihrem freundſchaftlichen Intereſſe wage ich einige Worte des Herrn von H. nachſchreibend zu übergeben; ſie waren nämlich bis zum Abende bei Madame Henriette gekommen.

Er ſchreibt:

„Ihr hiſtoriſches Werk über die Entwickelung der geiſtigen Uebermacht Frankreichs iſt ſehr geiſtvoll

und gelungen und von großer Meisterschaft des Ausdrucks. — Sie haben die größten aller Wagstücke begangen, den großen Hierarch und Madam de Sevignée redend einzuführen; aber man hat es Ihnen gern verziehen, so geistreich und sinnig sind die Charaktere gehalten, so voll Farbenreiz und sittlicher Anmuth."

Er fährt dann fort, Stellen anzuführen, die besonders gefallen haben; im ersten Theile die Scene zwischen Elmerice und Gräfin d'Aubaine, — die Naturgemälde in Styrlings-Bay, — die Stellen erster Theil Seite 224—255.

Außerdem vergeht kein Tag, wo ich nicht die allerschmeichelhaftesten Beweise eines durch alle Stände gehenden Antheils bekomme, der, wenn ich aufrichtig sein soll, sehr enthusiastisch aussieht; gewiß ist es aber, daß das Buch die Losung aller Gespräche ist, daß nach Berliner Art die muthwilligsten Späße über den Eifer, es zu lesen, die Schwierigkeit, es zu erhalten, und den Enthusiasmus der Lesenden ꝛc. in Umlauf gebracht werden. Sie glauben nicht, wie sonderbar mir oft zu Muthe ist, wenn ich dem Allen zugehört und mir mit Eins einfällt, daß ich das veranlaßt habe. Dabei scheidet mich meine kaum merkliche Genesung noch von der Mehrzahl meiner Freunde und Bekannten, und vorläufig stürmt das Meiste auf meinen Bruder ein.

„Edward in Rom“*) habe ich noch nicht beendigen können, da ich anfange Briefe zu beantworten, die in großer Menge eingegangen sind, noch immer viel zu Bett liegen muß und meine Abspannung mich eigentlich wenig geeignet macht, eine Lektüre, die Nachdenken erfordert, aufzunehmen.

Es ist, scheint mir, ein schwerer, zerfallener Seelenzustand in Edward dargelegt, an dem die Wunder der Liebe und Roms machtlos vorübergehen; während er sie alle nennt, scheint er doch außer ihrem Einflusse, unbefruchtet von ihrem Reichthum, ein referirender Schatten zu bleiben, und jemehr er uns damit vertraut macht und mit neuer großartiger welthistorischer Ansicht diese großen Reste der alten Götterwelt vor uns belebt, die Nothwendigkeit ihres Daseins begreiflich macht, ihre Bezüge nachweist und sie in einem Verhältniß zum Christenthum darstellt, das aus durchaus katholischer Auffassung entspringt, also welthistorische Stufen religiöser Entwickelung rückwärts aufdeckt; bleibt er selbst doch trocken. — Indeß bin ich erst bei dem entsetzlichen Worte Edwards zur Gräfin: Du hast ihn vergiftet!

Deren Charakter ist ein unversöhnbarer Mißlaut — fürchte ich; ihre kalte Ruhe zu genießen, und die

*) Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. (Von Karl Mayer.) 2 Bändchen. 1840.

Gaben der Natur und Kunſt genießen zu wollen, erzürnet mächtig gegen ſie; man möchte ihre Adern ritzen, um zu erfahren, ob ſie Blut habe, oder ſie für eine Form halten, welche Menſchheit heuchelt. Ich werfe hier flüchtig hin, aber halten Sie mich nicht dabei feſt; ich empfange jetzt nur Eindrücke, es ſind keine Gedanken, und nach der ſchrecklichen Entdeckung der Gräfin hörte ich geſtern Abend auf zu leſen; vielleicht ſammelt ſich Edward bei dieſem Ereigniß und es läßt ihn Mark und Selbſtſtändigkeit gewinnen. Doch iſt es vielleicht gar nicht die Abſicht Charakterbilder zu geben; vielleicht iſt die welthiſtoriſche Ueberſicht Roms die Idee, und dieſe wäre mir allerdings ſehr anſprechend erſchienen, wenn gleich wohl, wie ich unvollkommen ahne, mit der Schelling'ſchen Anſicht der Mythologie zuſammenfallend. Darf ich nicht den Namen des Autors erfahren? Indem ich nun ein paar Worte über dies Buch geſagt, bin ich faſt betrübt, daß ſie nicht durchaus lobend ſind, da Sie ſo viel Werth darauf legen; aber ich will noch hinzufügen, daß Sie mich auch deshalb für recht incompetent halten müſſen, weil es an ſich gar nicht mein Genre iſt. Anfeindungen der Welt, der Menſchen, der Verhältniſſe erzürnen mich immer zuerſt gegen das Individuum; ich ſetze immer Kraftloſigkeit des Herzens oder des Geiſtes voraus und verwerfe alle Mittel, die die Phantaſie an die Hand giebt, ſo etwas einzuhüllen, und

als eine Wahrheit zu vertreten, die mehr wäre, als ein individuelles Bedürfniß.

Fehlen, sündigen sogar — das kommt auf die große Rechnung göttlicher Erbarmung, an der wir alle unsern Antheil haben; aber absichtlich, scheußlich, ruhig sündigen, wie die Gräfin, und sich damit erst dem Leben geweiht halten — Gott verhüte, daß es existirt, und wenn? — dann sollten wir es nicht als zweifelhaft in der Auffassung lassen!*)

Berlin, den 12. Dezember 1839.

*) Unter demselben Datum schrieb Steffens an den Verleger: „Edward in Rom ist eine sehr merkwürdige Schrift. Ruinen der „Geschichte und Ruinen der Sittlichkeit so titanenmäßig neben „einander zu stellen, auf einander zu beziehen, daß die Seufzer „des Gemüths aus den innerlich bewegten Katakomben ertönen, und „das zerrüttete Rom sein Angstgeschrei in den zerrissenen Gemüthern „erkennt, ist eine Weltheroide aus der engen Familie, in den Weltsturm „versetzt! Ein so unermeßlich kühner Gedanke verdient Bewunderung; „daß er völlig gelingen sollte, war nicht zu erwarten. Aber selbst „der Versuch ist groß. Es ist ein merkwürdiger Geist, der nach „Selbstverständigung ringend, in einem noch nicht beendigten Kampf „begriffen ist.

„In den höchst merkwürdigen und tiefen Aeußerungen über die „geschichtlichen Stufen der Kunst glaube ich Fragmente der Ideen „eines anderen, in sich gefaßteren Geistes zu erkennen. Auf jeden „Fall können Sie sich gratuliren der Verleger eines so bedeutenden „Werkes zu sein. Was die Kritiker sagen werden? — Ja — wer „kann das wissen. Unsinn genug im Lob, wie im Tadel wird sich „vernehmen lassen. Was die Staatszeitung darüber gesagt hat, ist „doch gar zu nüchtern."

X.

(Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. In wiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künſtleriſchen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholiſche Bedenken gegen St. Roche.)

Wie beklage ich es jetzt gerade wieder, ſo abgeſpannt zu ſein, daß es mir faſt unmöglich wird, einen zuſammenhängenden Brief zu ſchreiben; etwas geſünder möchte ich wohl werden und danke Ihnen für Ihren freundlichen Wunſch hierzu recht herzlich. Aber wer weiß, ob mir damit nicht auf andere Weiſe Gutes geſchieht? Das rechte Verſtehen iſt die Hauptſache; es liegt oft im Leiden ein feiner Sinn, und Gott iſt damit ſo gütig, wie mit den leichteren Aufgaben. Jetzt ſcheint mir vor Allem die Anforderung geſtellt, mich in der Geduld zu ſtärken; man erkennt aber erſt dann, wenn man eine Eigenſchaft nöthig hat, wie fern man von einiger Vollkommenheit in derſelben iſt. Aber auch meine Freunde werden durch mich in der Geduld geprüft; denn ich bleibe mit Allem zurück, und ſo verzeihen auch Sie, daß ich erſt ſo ſpät und, wie ich fürchte, ſo unvollkommen antworte.

Wie ſchön und ehrenvoll iſt die Nachricht von der zweiten Auflage von St. Roche; ich werde Alles ſammeln, was mir an kleinen Erinnerungen zugekommen iſt und was ich ſelbſt gelegentlich bemerkte. Schreiben Sie mir nur, wann dies Alles bei Ihnen ſein muß; Gott wird mir ja Kräfte geben; denn ich möchte nun

wohl, daß dieſe zweite Auflage ganz, d. h. nach jetziger Anſicht ganz rein würde.

Herrn Profeſſor Nöſſelt verſichern Sie meiner hochachtungsvollſten Dankbarkeit. Ich fühle ganz, wie ehrenvoll ſeine Abſicht ſowohl für meine Perſon, wie für beide Bücher iſt, und es wird mich namentlich ſehr intereſſiren, wenn ich ſpäter erfahren kann, welche Stellen er durch die Aufnahme in ſeinem Werke*) geehrt hat. Bitten Sie ihn dagegen um Verzeihung, daß ich die Ehre einer biographiſchen Notiz über mich ablehnen muß. Ich glaube, daß dies augenblicklich nicht meine Stellung zur Welt iſt; ich würde als Frau unendlich dadurch geängſtigt ſein und von Allem, was meine Bildung gerade ſo geſtaltet hat, nichts anführen können, als daß Gott mir herrliche Eltern gegeben hatte. Ich bitte Sie, lehnen Sie das in meinem Namen ſo ſchonend und achtungsvoll als möglich ab; es iſt wirklich unmöglich.

Wie dankbar würde ich Ihnen aber ſein, wenn Sie mir das Urtheil eines ſolchen Heroen der Literatur, als Steffens, mittheilen wollten; wie es mir ſcheint, ſind Sie davon erfreut, alſo wird es im Allgemeinen günſtig ſein. Aber ich bitte Sie, mir auch Alles mitzutheilen, denn ſelbſt ſein Tadel wird für mich von

*) Lehrbuch der deutſchen Literatur für das weibliche Geſchlecht, beſonders für höhere Töchterſchulen. Von Fr. Nöſſelt. Breslau, im Verlage von Joſef Max & Comp.

großem Werthe ſein, denn bei großer Selbſtſtändigkeit, die ich eingeſtehen muß und die doch von Eigendünkel frei iſt, kenne ich kaum eine größere Freude, als wenn mir durch klugen Tadel ein neues Licht aufgeht über das Eine oder Andere. Dagegen wollen wir auch recht ruhig bleiben, wenn andere, weniger bewährte Autoritäten, in böſer Abſicht tadeln. Wie ſollte die Reibung ausbleiben können? Laſſen Sie ſich es nicht nahe kommen, wenn Herr M. mich recht gering zu ſtellen ſucht; genießen wir ja außerdem ſo viel Ehre, daß der größte Heißhunger danach geſättigt werden könnte; ſein Urtheil über mich ſoll mich nicht abhalten, mehr zu ſchreiben, das verſpreche ich Ihnen. Doch das hängt freilich von einem höheren Willen ab, und ich habe nur meine Seele zu bewahren, daß ſie einem ſo glücklichen Erfolge gegenüber nicht in gefährliche Sicherheit verfällt. Bis jetzt fühle ich mich in Wahrheit noch frei davon; ſo ſehr erſcheint mir dieſe Gabe, die nun zweimal hervorgetreten iſt, Gottes Eigenthum, daß es mir wie ein Frevel vorkommt, eher die Feder zu ergreifen, als bis ich innerlich den Trieb fühle. Iſt dieſer erſt wieder lebendig geworden, ſo ſchafft er ſich, unabhängig von mir ſelbſt, ſein Recht, und indem ich ihm, hingeriſſen von einer warmen, freudigen Anerkennung deſſelben, mit allen meinen Kräften diene, erhalte ich mir die Unabhängigkeit von der Eitelkeit der Welt.

Was Sie in mir anregen über deutſche Zuſtände, findet hier von allen Seiten Anklang; ich möchte es auch in mir eine unerfüllte Sehnſucht nennen und ſtehe voll Erwartung.

Sein Sie ſicher, ich würde nichts ſchreiben, was Sie nicht wüßten. Ebenſo wie das Luſtſpiel in Prag habe ich hier auch zwei Dramen auf die Bühne gebracht, die ſelbſt der König für meine Produkte hält und wozu mir gratulirt wird, wo ich mich blicken laſſe; an Allem dem bin ich unſchuldig, es bleibt mir aber doch nichts als die wahrhafte Verſicherung des Gegentheils übrig, der nur meine Freunde den vollen Glauben ſchenken.

Sehr glücklich bin ich durch die Rückkehr meiner geliebten Prinzeß Wilhelm aus Fiſchbach; wie liebt ſie St. Roche; wie rührend iſt ihr freundſchaftlicher Stolz darauf.

Einigemal war ich mit Graf *** zuſammen; ſeine Schwiegermutter, Gräfin ***, brachte mir die lebhafteſten Dankſagungen über St. Roche von ihrer Tochter; er (der Herr Graf) hat auch einige Redeverſuche gemacht, die ich ſo höflich war, ſogleich für Gedanken anzunehmen; ich mußte aber immer zu ſeinem Nachtheil an Ihre Mittheilung über ihn denken.

Viel Gutes geſchieht mir überhaupt und immerfort im reichſten Maße, obwol auch der Gegenſatz nicht ausbleibt und die Partei der Frau v. W. eifrig abräth,

das Buch zu leſen, da der Unſinn ſchon im erſten Theil ſo ſtiege, daß es kein vernünftiger Menſch ausleſen könnte.

Was mich aber ſtutzig macht, iſt der Einwand von einigen Katholiken, die im Uebrigen das Buch höchſt anerkennend beurtheilen; ich hätte den Proteſtantismus auf Koſten des Katholizismus hervorheben wollen! Nichts lag meiner Abſicht ferner! Ich gebe zu, daß man an dem Buche nachweiſen kann: es ſei von einer Proteſtantin geſchrieben; aber wenn der Schauplatz ein katholiſches Land iſt, muß Gutes und Böſes Katholiken treffen; und Fennimor? Iſt ſie nicht Chriſtin über jede Begrenzung des konfeſſionellen Bekenntniſſes hinaus? Dennoch werde ich mit Sorgfalt, ſo viel meine Ueberzeugung es mir eingiebt, zu ſäubern ſuchen und bitte Sie um Ihre Anſicht darüber.

Ueber das Ende von Edward das nächſtemal; nur ſo viel, daß Ihr und Steffens Urtheil mir das Herz wieder frei machte; ich war ſo unruhig und faſt unzufrieden mit mir und meinem Gefühl darüber.

Habe ich wohl des Grafen Hoffmannsegge in Dresden gegen Sie erwähnt? Von meinem 15ten Jahre an kennt und liebt er mich; er iſt jetzt hoch in den ſiebenzig. Er hat eine Kritik in ſprachlicher Hinſicht über Godwie-Caſtle, 17 Seiten ſtark, geſchrieben; ein wahres Meiſterſtück! Er ſtellt es ſo hoch, daß er gerade in Rückſicht

des Stils es für ein klaſſiſches Werk erkennt; aber indem er auf die dritte Ausgabe rechnet, bittet er mich, ſeine Notizen zu berückſichtigen; ſie ſind faſt alle von einer hohen philoſophiſchen Wichtigkeit.

Doch ich muß ſchließen; verzeihen Sie dieſen mangelhaften Brief!

Berlin, den 24. Januar 1840.

XI.

(Eingeſtändniß eines Irrthums über die katholiſche Beurtheilung proteſtantiſcher Ehen. Stimmen der Gegner und Freunde.)

Auch von mir bekommen Sie heut nur ein kurzes Briefchen, aber nicht um mich für das Ihrige zu rächen, ſondern aus demſelben Grunde, der das Ihrige veranlaßte, weil ich in großer Unruhe war und jetzt dieſe Sendung nicht länger aufhalten will. Daß ich fleißig war, werden Sie mir dennoch zugeſtehen müſſen, und fürs Erſte hoffe ich nun wirklich meine Schuldigkeit gethan zu haben. Gott nun befohlen!

Ueber die religiöſen Gegenſtände bin ich, da Sie mir beipflichten und dies ganz mit meiner Ueberzeugung zuſammenfällt, ruhig geblieben und habe nur materielle Unrichtigkeiten geändert, die in meinem Irrthum lagen, zu glauben, die Katholiken ſähen unſere proteſtantiſche

Ehe nicht für heilig und bindend an. Es war nicht leicht, dieſen Irrthum, der ziemlich tief in alle Verwikkelungen eingedrungen war, auszuſcheiden, und ich möchte wohl, daß Sie überſichtlich meine Aenderungen verfolgten und mir ſagten, ob Sie dieſelben ausreichend finden.

Eine recht erfreuliche Nachricht war mir die Zuſicherung des Herrn Dr. Braniß, eine Kritik über St. Roche zu ſchreiben. Da werde ich doch was lernen können! Wie will ich aber auch andächtig und mit aufgeſchloſſenem Sinn ſie ſtudiren.

Es kreiſt um mich das Urtheil über St. Roche auf eine ſo leidenſchaftliche Weiſe, daß ich nur trachte, mich dieſem Strudel zu entziehen, der weder meinem Charakter, noch meiner Stellung geziemt.

Doch ſage ich Ihnen (heimlich), die Beſten ſtehen für mich mit einer ernſten, ſchönen Würdigung, durch die ſie mich möchten glauben machen, St. Roche ſei zu gut, zu wichtig ſelbſt zum Parteienkampf. —

Frau v. W. fährt fort, für ihre ſehr leidenſchaftliche Anſicht zu werben; manche, die ſich immer durch Lob genirt fühlen, treten ihr bei, aber dieſe Urtheile tragen einen Charakter, der kaum geſittet genannt werden kann; es gleitet von mir ab, als wäre ich eine eiſige Fläche; gern aber entziehe ich mich der Kenntnißnahme.

Ein ſehr ſchönes Urtheil ſprach der Dichter Graf Haugwitz aus; ſo ernſt, ſo durchdrungen, faſt ehrer-

bietig; — reizend und entzückt die Gräfin Dohna-Dönnhofstädt aus Preußen in einem Briefe; auch die Geistlichkeit nimmt im Allgemeinen großen Antheil; ich erfahre von dorther schöne Urtheile.

Aus Weimar erfuhr ich die lebhafte Theilnahme, die es erregt; viele Auszüge aus Briefen und Billets von dort wurden mir gesandt; es fiel mir auf, daß ich oft Göthe erwähnen hörte, der den lebhaftesten Antheil daran genommen haben würde, wie man glaubt; eine Dame, eine Freundin von Jean Paul, sagt etwas sehr Rührendes darüber, auch wie er Fenelon begrüßt haben würde, den er so sehr liebte.

Berlin, im Februar 1840.

XII.

(Geschenke und Auszeichnungen hoher und höchster Personen. Ein weiblicher Gegner. Fenelons Charakter.)

Die Korrektur von St. Roche hat sich, wie Sie sehen werden, nicht auf Druckfehler beschränkt, ich habe vielmehr in jeder Art Verbesserungen zu bewirken gesucht, glaube aber, man muß sich, auf einen gewissen Punkt damit gekommen, resigniren.

Diese schnell folgende zweite Auflage von St. Roche macht hier großes Aufsehen, und man bemüht sich

von allen Seiten, mir darüber Höflichkeiten zu ſagen. Während der Zeit lernte ich Steffens, ſeine Frau und Tochter kennen; es war mir eine Herzensfreude! Sie waren Alle ſo gütig gegen mich, daß ich auch ein Herz faßte und mit ihnen über St. Roche ſprach. Mit großer, wahrer Freundſchaft hängen Alle an Ihnen, das hat mich recht gefreut; der gute, alte Steffens prahlte aber ordentlich mit der zweiten Auflage von St. Roche gegen Varnhagen und einige Andere, die gegenwärtig waren; ich war nur froh, daß ich es nicht ſagte, ſelbſt das Zuhören treibt mir oft den Angſtſchweiß aus.

Wie habe ich nur vergeſſen können, Ihnen mitzutheilen, was die Zeitungen Ihnen nun zu meiner großen Beſchämung zuerſt ſagen mußten. Die Frau Kaiſerin hatte ſich bei ihrer letzten Anweſenheit gegen meinen Bruder auf eine Weiſe geäußert, die es unerläßlich machte, ihr das Nächſte, was ich ſchrieb, zu überreichen. Sie hat dies nun ſehr huldvoll aufgenommen, und nächſt ihrem ſchmeichelhaften Dank empfing ich ein ſehr ſchönes Fermoir von Brillanten mit einem Saphir.

Doch ein wahrer geiſtiger Edelſtein iſt der Brief der Frau Herzogin von Orleans, welcher die Prinzeß Wilhelm das Buch in meinem Namen mit einem Briefe von mir ſchickte, da ich meine Schüchternheit trotz dem Wunſche meiner theuren Prinzeß, nicht überwinden konnte. Ihre Antwort iſt nun ein Zauber von Jugend,

Geiſt und Anmuth. „Ihr Geſchenk fand eine freudige Empfängerin in dem alten Schloſſe Ludwig des XIV.," ſchreibt ſie, und ſpäter: „jetzt trete ich dieſe heitere Beſchäftigung mit Ihrem Werke an mit der Empfindung, die den jungen Reiſenden in einem verheißenen Lande ergreift." Mich bewegte das Alles ſehr, auch die Unterſchrift „Tuileries." Ich fühlte, wie vielen Genuß ich meiner lieben Prinzeß und meinem Gehorſam gegen ihren ſo wohlberechneten Willen verdankte. Alexander von Humboldt kam übrigens und bat mich im Namen der Frau Kronprinzeſſin um den Brief, und da es Herr von Humboldt wünſchte, gab ich ihm denſelben nach Potsdam mit, wo der König und der übrige Hof verſammelt war und Alle das größte Vergnügen hatten, ihn kennen zu lernen.

Außerdem ſagte mir in der vorigen Woche Jemand: Geſtern hat der König St. Roche ausgeleſen. Zwei Tage darauf ſchickte mir die Frau Fürſtin Liegnitz eine goldene Feder, ein goldenes Petſchaft, ein goldenes Falzmeſſer, alles ſehr ſchön mit blauer Emaille und in Rococo-Stil verziert. Weniger in die Augen fallend, aber für mein Herz eine Ehre, die es höher als ſonſt hob, war die Nachricht, daß der alte, ehrwürdige Biſchof Neander den Roman mit wahrem Antheil geleſen und ſeiner Richtung und ſeiner Vollendung, (ich meine Totalität) ein großes ehrenvolles Zeugniß gegeben

habe. In ſolchem Augenblick fühle ich eine Hand auf meinem Kopfe, und mein Geiſt beugt ſich, und ich empfinde einen Segen, aber nicht um mich ſtolz und ſicher zu machen, ſondern um zu erkennen, was Gott will mit ſo überſchwenglichem Gelingen. Möchte ich es erkennen lernen!

Von Strauß habe ich Ihnen wohl geſchrieben? (dem Ober-Hofprediger). Ich glaube, er gab mir wirklich ſeinen Segen, wenigſtens ſagte er: er dankt mir im Namen der Kirche, denn durch ſolche Werke leiſte man ihr wahre Hilfe.

Gott giebt mir trotz des wirren Geräuſches doch innerlich die Stille, die zugleich den Scheidungsprozeß bildet, durch den ich an der Schwelle meiner Seele die Dinge annehme oder abweiſe, und doch ſehne ich mich nach größerer Ruhe.

Ich denke an die Zeit, wo man mich etwas wird vergeſſen haben, mit einer Sehnſucht, wie man ſich vielleicht aus einem rauſchenden Geſellſchaftsſaal in ein ſtilles kühles Wohnzimmer zurück ſehnt, wo man den Kopf ſtützen kann und mit freudiger Ruhe fühlen, daß man allein ſei. Die Menſchen kommen mir jetzt zu nah; das ſtille, heilige Alleinſein iſt mir geſtört; ich fühle, ſo werde ich keine neue Offenbarung (nehmen Sie keinen Anſtoß an dem Worte) empfangen. Ich ſehne mich, zu erfahren, ob Gott mir noch ferner die Gnade ſchenken

wird, ſchreiben zu können, denn dies — dieſe Fähigkeit — kauft während des Beſitzes allen Beifall, alle Ehre der Welt aus. Daß man mich ſo drängt, mehr zu ſchreiben, daß man mich gar nicht anders ſehen und denken will, als mit der Feder, und doch mir nicht glaubt, wenn ich es ablehne, mich in die Zunft der privilegirten, einregiſtrirten Schriftſteller zu ſtellen, die ſagen können, oder doch wenigſtens ſagen: jetzt will ich! — das Alles hindert meine innere Produktivität, die immer erſt lange von heimlicher Stille gepflegt ſein will und überdies ſich gar nicht im Eigenthums-Recht fühlt.

Noch wollte ich Ihnen ſagen, daß in Petersburg große Noth um St. Roche iſt; an ein Handlungshaus wurden zwei Couriere geſchickt, um St. Roche mitzubringen. Die Kaiſerin ſoll jeden fragen, ob er St. Roche geleſen, und wenn nicht, ſo ſchilt ſie ihn aus.

Wir mußten ſehr lachen über Ihren weiblichen Souvré (Frau von W.) — die arme Frau! Nein, gewiß zu Herzen geht es mir nur in ſo fern, als es mich als Frau beleidigt, daß eine ſolche ſich ſo benehmen kann. Gewiß aber iſt es, daß es ein leidenſchaftliches Gemüth wohl verletzen kann, ſo viel von einer Anderen hören zu müſſen, die ihr an Kenntniſſen und gelehrter Bildung ſo weit nachſteht, und eine wirkliche Unterſchätzung an ihren eigenen Werken erleben zu müſſen. Denn das iſt

wirklich ihr Fall und ich habe mich oft über die Undankbarkeit und Oberflächlichkeit des Publikums geärgert, das wegen einiger nicht wesentlicher Mängel in ihren Werken diese fast gänzlich übersah. Die Bildhauer sind voll der größten Schönheiten! — Das Erbe ein durchdachtes Buch voll großer Tiefe der Combinationen und einzelnen ganz reizenden Naturbildern. So wüßte ich in jedem ihrer Werke den Werth nachzuweisen; und wenn ich das kann, muß es sie nicht beleidigen, daß man es doch übersah? Denn was ihnen fehlt, fehlt so vielen Werken; sie sind meist alle inkonsequent im Plane, wie in den einzelnen Charakteren, und schleppen eine vernachläßigte Form mit sich, die etwas Frivoles und Beleidigendes hat und besonders bei einer Frau so störend wird.

Von St. Roche behauptet sie, wenn sie mich nicht schonen wollte, würde sie eine Kritik schreiben, die dem Publikum lehren sollte, an welchem elenden Machwerk es sich ergötzte. — Der ganze Lärm wäre Kotterie-Geschwätz! Dann behauptet sie, der Marschall von Crecy wäre 150 Jahr, denn er wäre der Sohn von Theophim; Madam St. Albans wäre eine Gemeinheit; doch genug davon; ich selbst möchte sie bitten, inne zu halten; sie thut sich selbst den größten Schaden.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir bald und auch über die religiösen Beziehungen antworten wollten, denn

bei der Korrektur des zweiten Theils werde ich dieſen Gegenſtand ſorgfältig prüfen; ich werde keinesfalls vor Ihrer Antwort damit abſchließen.

Wie ich ſchon früher ſagte, kann ich meine Richtung nicht verleugnen; dieſe aber iſt die Sehnſucht, Chriſtin zu ſein, und die kirchliche Form, die mir darin die freieſte Entwickelung ſichert, iſt mir die liebſte. Fenelon ſcheint mir in den Köpfen der meiſten Menſchen ein ganz von aller irdiſchen Zuthat entkleidetes Tugendideal zu ſein; er würde mir geringer ſein, wenn er nicht dieſen weichen gefühlvollen Kern gehabt hätte, den ich überall zu erkennen glaube und den ihm zuzugeſtehen ſeine Anhänger erbeben.

Wer aus Liebe zu Gott die ſchwache Natur bezwingt, der ſcheint mir ein größerer Heiliger, als der ohne Hinderniß dazu geboren wird.

Aber ein kleiner Tadel iſt recht reizend, er weckt meinen Scharfſinn (ſo weit ich ihn habe) und meinen guten Willen. Und dann, in dieſer bewegten Zeit ſollten alle Beſſeren nur fragen: was iſt chriſtlich? nicht: was iſt katholiſch oder proteſtantiſch?

Auf die Durchſicht von Godwie-Caſtle freue ich mich; es ſteht wie ein verlaſſenes Schloß in meiner Vorſtellung. Die Korrekturen von Hoffmannsegge ſind tiefſinnig und ſchön.

Berlin, den 4. Februar 1840.

XIII.

(Ueber die Nothwendigkeit ſorgfältiger Korrektur. Kritik und Metakritik. Die Nihiliſtiſche Tendenz Tiecks im Gegenſatz zu der Paalzowſchen Weltanſchauung. Wie die Poeſie die Natur errathen kann.)

So eben habe ich die Durchſicht des dritten Bandes von St. Roche beendigt und will mir heute Abend noch das Vergnügen machen, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, um morgen abſenden zu können. Ehe ich jedoch zur Beantwortung des vielen Angenehmen übergehe, will ich mit aller Wahrheit Ihnen einen Irrthum zu benehmen ſuchen, den Sie mir ausſprechen.

Ich habe keine ſprachliche Korrektur des Herrn Korrektors verworfen, und nur, wo Mißverſtändniſſe über den Sinn eintraten, habe ich wieder hergeſtellt; dieſe Stellen, die ſich mir alle eingeprägt haben, da ich ſie alle beſonders erwog, ſind auch jetzt unverändert geblieben, und ſchon damals, bei längerem Verkehr zwiſchen mir und dem geehrten Herrn Korrektor, deſſen Sorgfalt ich ſehr wohl erkannte, trat gegen das Ende unſerer Mittheilungen eine immer größere Uebereinſtimmung hervor.

Daß die zweite Auflage deſſen ungeachtet eine ſo ausgedehnte Korrektur veranlaßte, iſt mir ſo wenig als ein Vorwurf für die vorangegangene der erſten Auflage erſchienen, daß ich es gewiß nie in dieſer Beziehung gegen Sie erwähnt haben würde, und im Gegentheil,

durch die jetzt gemachte Erfahrung, daß eine ſolche Durchſicht gar nicht oft genug von einem friſchen Auge gemacht werden kann, da immer wieder neue Fehler hervortreten — werde ich bei jeder noch vorkommenden Gelegenheit um die gütige Unterſtützung des Herrn Korrektors in ſprachlicher Hinſicht bitten. Weder damals, noch früher, oder ſpäter habe ich Ihnen mein Vertrauen entzogen, welches, überhaupt einmal gegeben, und von Ihrem leicht verſtändlichen Werthe erzeugt, keinem fremden Einfluß unterworfen iſt. Aber ich nahm mit Sicherheit an, daß nicht Sie, bei Ihrer beſchränkten Zeit, die erſte Anſicht des Manuſcripts genommen hatten, worin ich mich nicht geirrt, da Sie ja erſt viel ſpäter nach beendigtem Druck das Ganze geleſen haben, und ſo ſah ich mich einer fremden Autorität gegenüber, zu der mir erſt, wie jetzt nach längerem Verkehr, das Vertrauen kommen mußte.

Es war mir intereſſant von Herrn von Humboldt zu hören, wie z. B. Frau von Stael das Manuſcript oft dreimal drucken ließ, immer wieder hinein corrigirte, und wieder umdrucken ließ; ähnlich macht es Herr von Humboldt; es iſt wirklich wahr, daß der Druck einen Schleier von dem Auge zieht.

Sie würden erſtaunen, wenn Sie die ſprachlichen Korrekturen des Grafen Hoffmannsegge zu Godwie-Caſtle ſähen; 14 Quartſeiten — ich ſchaudere etwas,

wenn ich an dieſe Arbeit denke; doch will ich gleich daran gehen, wenn Sie mir nämlich noch ein Exemplar zweiter Auflage ſchicken können, denn ich beſitze nur noch eins von der erſten Auflage, und im Buchhandel hier iſt nur noch ein prächtig gebundenes Exemplar, welches mir überflüſſig ſchien.

Sehr vielen Dank ſage ich Ihnen für die Mittheilung des lieben Briefes der Frau Henriette Hanke. Ihr hoher ſittlicher Werth, ihr klarer, edler Geiſt, der aus allen ihren Schriften hervortritt, hat auch dieſen Brief dictirt; das iſt ein wohlwollendes, vorurtheilsfreies Urtheil, bei aller Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit; wie andächtig hält man ſtill, wenn der Tadel aus ſo weiſem Munde kommt. Iſt es aber nicht ſonderbar, daß grade der Traum und der Mord mir immer zum Vorwurf gemacht wird; während das Ereigniß, wie ich es in St. Roche ſchilderte, ſich grade ebenſo zur Zeit Ludwigs XVI. wirklich begab; erinnern Sie ſich noch, daß ich Ihnen dies zu Anfang erzählte? Um dieſen kleinen Theil Wahrheit baute ich und nun ſoll das, was ich der Wirklichkeit nacherzählte, auch als Erfindung keine Berechtigung haben. Vor und nach — Veranlaſſung und Folge — und bei aller nothwendigen Fügung der Umſtände fiel es mir doch nicht ein, eine abſcheuliche Schickſalshiſtorie zu ſchreiben mit fortwirkendem Fluche, wie der Aufſatz in den Blättern

literariſcher Unterhaltung von Brockhaus annimmt. Dieſe Kritik geht ganz im Material unter.

Zu Anfang wollte ich durch einen Bekannten von Brockhaus dem unbekannten Kritiker mittheilen, daß der Traum Wahrheit ſei; als ich die Kritik noch einmal las, verging mir das Intereſſe dazu. Er hat keine böſe Abſicht gegen die Verfaſſerin, aber er ſpringt immer konfuſe über das weg, was er ſagen will; bald paßt der Vorſatz zum Nachſatz nicht, bald hebt der Nachſatz den Vorderſatz auf; manches hat er nicht ordentlich geleſen; er weiß z. B. nicht, daß die eingelegte Erzählung von mir ſelbſt dem Publikum als Hauptſache zur Dispoſition geſtellt wird, — daß Emmy Gray nur im Fieber ihre Fennimor wieder zu beſitzen glaubt, und gleich am andern Morgen zur Erkenntniß nur der Aehnlichkeit gelangt. Die Epiſode mit dem Jäger im erſten Theil liebe ich ſelbſt nicht ſehr; mir iſt faſt daſſelbe auf dem Drachenfels begegnet, das hat mich verführt, es aufzunehmen; es wird darum nicht beſſer, aber er macht eine gemeine Bemerkung darüber, nachdem er unverſtändig verlangt, daß außer dem Geſpräch der Gräfin d'Aubaine dieſe unbedeutende Perſon, worin für mich allein der Vorwurf liegt, daß ſie da iſt — noch weiter verfolgt werden ſoll. Neu und ungerecht ſcheint mir die Behauptung, daß alle Perſonen eine Sprache reden, und beſonders, daß das Schreckliche, Unnatürliche ſich über alles Maß häuft; ebenſo,

daß die Verfaſſerin ihre Leſer mit ſchwerfälligen, philoſophiſchen, metaphyſiſchen Betrachtungen verfolgt, wovon er dann Proben anführt, die jeder Primaner verſtehen würde; es ſoll keine Perſon überflüſſig ſein, und doch zu viel; Frau v. Sevignée iſt zwar gut an ſich, aber warum da? — Ihm entging alſo, daß ſie zur Scizze der Zeit gehörte, als ein Gegenſatz zu den Monteſpans, Fontanges, Maintenons und Lavallières, und eine Ehrenrettung der Zeit, welche auch dieſen Kern trug. Zuletzt die Bitte, haushälteriſcher mit den Mitteln zu verfahren. Ach! wenn er wüßte, wie unzureichend ſie mir erſcheinen! Recht humoriſtiſch und in wohlwollendem Tone iſt der kleine Scherz, der mich ſo richtig trifft mit der Lafayette und Fenelon; als ich die Stelle niederſchrieb, war es mir, als machte ich mit mir ſelbſt einen Scherz; ich mußte daher lachen, wie ich las, daß er jetzt gegen mich benutzt wird; denn das verdiene ich.

Durch Frau Steffens erfuhr ich ſchon, daß die Gräfin Finkenſtein und die Töchter Tieck's St. Roche mit großer Freude geleſen hatten; das ließ mich aber nichts für Tieck hoffen, denn ſeine Richtung muß die meinige, wenn ich ohne Anmaßung mich ſo ausdrücken darf, für eine Beleidigung anſehen. Seine negirende, ironiſche Weiſe die Welt anzuſehen und ihre Zerwürfniſſe hervorzuheben, ſie in großen, ſichtlichen Wunden zu zerreißen

und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen, — hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isolirt, indem es jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will — der Nachweis, den ich suche, daß das Uebel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen — das Geheimniß der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schaale, ruht — dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten; das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt! — Aus seiner Jugendzeit, dieser unschuldig sinnlichen Periode seines in den süßesten Geheimnissen der Natur schwelgenden Lebens, sind mir Anklänge der Entzückung geblieben, die ich be-

wahre, doch nie mehr an der Quelle aufzufriſchen ſuche; denn die Idee, die von dorther unſer Eigenthum geworden, iſt größer als die Form, und wir ſind mit dieſer Idee zu der Bildung gelangt, die Form jetzt geringer zu finden. Wohin ſeine Schule, ſeine Ermunterung führen kann, ſehen wir an dem reichen Geiſte des verführten Immermann; doch ſelbſt Münchhauſen wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakespeare's anbetet, wird in der glatten Gemeinheit dieſer Studentenlaune noch einen gewiſſen Reiz finden und ſich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es ſeinem höheren Geiſte genügte, — ſondern weil der übel berauſchte Spötter ſein Schüler iſt.

Immermann iſt mir mit großer Verehrung, muß ich ſagen, als Menſch ergeben, doch noch nie hörte ich von ihm ein Wort, als exiſtire Godwie-Caſtle oder St. Roche; darum war ich auch im Voraus über Tieck ganz ſicher.

Wie glücklich macht mich Ihre abermalige Verſicherung, daß Profeſſor Braniß nun wirklich kritiſiren will; er genießt auch hier eine große, allgemeine Hochachtung; alle meine Freunde freuen ſich mit mir darauf, und wenn er mich ſchlägt, will ich nicht zucken, ſondern andächtig ſtille halten.

Von Dr. Kühne las ich eine ſchöne Kritik über

Bettinen's Briefwechsel mit Göthe; er schien mir sehr bedeutend und gerecht! Darf ich mir wohl den Brief der Frau H. Hanke abschreiben? Ich halte ihn daher noch zurück, Ihre Erlaubniß erwartend. Wollen Sie ihr nicht sagen, daß ich ihn las, und mit welcher Verehrung und Dankbarkeit gegen sie?

Noch habe ich vergessen, Ihnen mein Vergnügen über die Kritik des Herrn Dr. Kahlert auszusprechen; sie ist mehr ruhig, als matt, dächte ich, und das habe ich sehr gern; so anerkennend hätte ich aus dem Mundt'schen Kreise keine Ansicht erwartet. Mir ist vorzüglich interessant, daß auch er die Frage beleuchtet, warum diese beiden Bücher so allgemein wurden; denn dies erregt auch mein Nachdenken sehr oft. Letzthin frug mich ein junger Mann, der lange in Schottland war, ob ich einen Kupferstich oder Zeichnung von Stirlings-Bay gehabt, es wäre so sehr treu nach der Natur geschildert. Jeder Reisende würde hingewiesen und man könnte nichts Schöneres sehen, als den See von Stirlings in den herrlichen Wäldern und darüber das alte Schloß mit der mächtigen Abtei. Sie können mein Erstaunen denken, und endlich das seinige, als ich ihm gestand, ich hätte das Dasein dieses See's nicht gekannt und bloß eine solche Geburtsstelle für Fennimor nöthig gehabt und sie geschaffen und getauft, ohne Ahnung von ihrer Existenz.

Eben erhalte ich Ihren Brief; wie freue ich mich nun, ſogleich abſchicken zu können. Die Kritik in den Halleſchen Jahrbüchern habe ich noch nicht geleſen; ſollte ſie nicht von Fr. v. Woltmann ſein?

Berlin, den 27. März 1840.

XIV.

(Frau von Wollzogen und Frau von W.)

Zu lange, werden Sie finden, habe ich unterlaſſen, Ihren letzten gütigen Brief zu beantworten. Rechnen Sie es mir ſelbſt nicht zu; ich konnte nicht durchkommen; zuletzt vollendete ich erſt die Reviſion von Godwie-Caſtle, die ich Ihnen nun hierbei gleich überſchicken kann und wofür Sie mich hoffentlich etwas loben werden. Außerdem machte mir Profeſſor Steffens die Hoffnung, daß Sie kommen würden; und gleich vergeht die Luſt zum Schreiben, wenn man Hoffnung zu mündlicher Mittheilung hat.

Wie werden Sie erſtaunen über die große Zahl der Korrekturen, und wie vermehrt dies gewiß aufs Neue die Schwierigkeit des richtigen Druckes; es iſt ein wahres Danaiden-Geſchäft, und ich zweifle nicht, daß wir trotz dieſer anſcheinend erſchöpfenden Aushebung aufs Neue das Sieb voll bekommen werden.

Jetzt aber bin ich fürs Erſte blind und taub darüber geworden, und wir wollen es denn, denke ich, ſo ſeinen Lauf machen laſſen.

Wenn Sie jetzt ſelbſt kämen, ſo wäre es mir von großem Werthe, Ihnen vorzuleſen, was ich bereits auf deutſchem Boden unter der Kaiſerkrone von Maria Thereſia aufgeſetzt habe. Nur frage ich immer, ob die Reiſeunruhe dies zulaſſen würde, und wieder tröſte ich mich, daß Sie ſchwerlich ein Liebhaber von Diners und Soupés ſind, und da fände ſich eher die ſtille Stunde.

Profeſſor Steffens hat mich denn beſucht, und wir konnten recht gut zuſammen reden; er iſt gütig und milde gegen mich; ich habe gern ſo würdige Männer, denen ich mich unterordnen kann, als wäre ich noch jung. Er theilte mir zuerſt mit, daß wir etwas Neues, Ungewöhnliches von Tieck zu erwarten haben. Wie intereſſant iſt das! Werden Sie mir wohl ſchon genug vertrauen, um mir offen Ihre Meinung zu ſagen? Wird es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen verſpreche, es ſoll bloß für mich ſein? Ich dagegen will dies offen thun, und es wird mir gar nicht ſchwer, denn ich faſſe überhaupt wohl leichter Vertrauen als Sie, wozu in unſer beider Leben der Grund liegen mag.

Bei Brockhaus erſcheint dagegen ein Roman von Frau von Wollzogen; das iſt nicht minder intereſſant; die Verfaſſerin von Agnes von Lilien hat ſeit dieſem

Buche, denke ich, keinen Roman geſchrieben. Ich freue mich recht auf alle dieſe geiſtigen Anregungen und erwarte davon einen geſegneten Niederſchlag.

Geſtern erhielt ich einen Brief aus Hamburg, der mich auf eine Antwort aufmerkſam macht, die der Hamburger Korreſpondent gegen den Aufſatz der Halleſchen Jahrbücher aufgenommen hat. Noch konnte ich ihn nicht erhalten, oder er iſt noch nicht erſchienen; wollen Sie auch Acht geben? Er ſoll dort viel Unwillen erregt haben; man hat ſich außer der Lüge über die 500 Rthlr., beſonders über die Bemerkung geärgert, daß ich weder Franzoſen noch Engländer geſchildert hätte, ſondern auf fremden Boden immer Deutſche. *)

Wiſſen Sie, was Göthe ſagte, als der Werther alle Köpfe in Aufruhr brachte: „Ich hab' meinen Theil daran gehabt, mögen die Andern nun auch ſehen, wie ſie damit fertig werden!" Ich glaube, er hat das für alle Menſchen mitgeſagt, die dem Publikum verfallen. Doch dieſe Dinge ſtammen von Frau von W., die eine geſchriebene Kritik cirkuliren läßt, da ſie wahrſcheinlich

*) Anmerkung des Herausgebers. Die Halleſchen Jahrbücher, herausgegeben von Dr. Ruge, brachten damals die unwahre Behauptung: „Der Verleger von Godwie-Caſtle ſei nur durch eine Baarzahlung von 500 Rthlr. dazu zu bewegen geweſen, dies Werk in's Publikum zu bringen."

Der Verleger wies in der Leipziger Zeitung dieſe unwürdige Behauptung gebührend zurück.

den Muth nicht hat, ſie drucken zu laſſen. Wie froh bin ich, daß ich kein Gedächtniß habe für das Unwürdige; daß, ſo wie ich die Feder eintauche, die vollſtändigſte Freiheit der Exiſtenz mir zu Theil wird, und ich dann nur mit dem Stoffe ſelbſt und darüber mit der Gegenwart Gottes zu thun habe, für den ich allein richte und erwäge.

Wahrſcheinlich iſt St. Roche in der zweiten Auflage erſchienen, und ich ſehe Ihren nächſten Nachrichten, wenn Sie ſie nicht vielleicht ſelbſt bringen, mit großem Intereſſe entgegen.

Vor nicht langer Zeit ſah ich alle die königlichen Herrſchaften, und ſie waren ſo über allen Ausdruck verbindlich und dankbar, oder wie ich es nennen ſoll, daß ich ganz tüchtigen Ehrgeiz haben könnte und doch befriedigt ſein müßte. Es war bei meiner lieben Prinzeß Wilhelm; vorzüglich war Alles, was der Kronprinz und die junge Prinzeß Wilhelm ſagten, ſo höchſt geiſtreich!

Ich theile Ihnen ohne Bedenken dies mit, weil ich hoffe, Sie kennen mich jetzt genug, um dieſe Erwähnung nicht ganz der Eitelkeit zuzurechnen, und ich möchte Ihnen immer gern Alles mittheilen, was der Sache zur Ehre gereicht, als etwas, woran Sie Ihren Antheil haben.

Berlin, den 12. Mai 1840.

XV.

(Der Tod Friedrich Wilhelm III. Zur Charakteriſtik des Thronfolgers.)

Sie haben ſich wohl erklärt, warum die Antwort auf Ihren letzten Brief aus Breslau ſo lange ausblieb. Sie können ſich auch die Aufregung nicht groß genug denken, die jeder empfand, da unſer theurer König ſo langſam ſich auflöſen mußte und daher faſt acht Tage ſein Ende ſtündlich erwartet werden konnte.

Geſtern iſt er zur letzten Ruheſtätte begleitet, und Alles iſt in der würdigſten Haltung beendigt. Wenn wir ſeine Wirkſamkeit bedenken, ſo ergiebt ſich die große Lehre, daß eine hohe, ſittliche Geſinnung, mit eiſerner Feſtigkeit gepaart, auf dem Thron ſich oft entſcheidender und einflußreicher zeigt, als die blendende Herrſchaft des Genies!

Aus einer traurigen Verwilderung der Sitten, einer beſchämenden Verachtung gegen die Religion und ihre Kirchen, hat das ernſte unerſchütterliche Beiſpiel des Königs vor Allem ſein Volk erhoben. Wie wir jetzt mächtig in geiſtiger Kraft jedem anderen Lande gegenüberſtehen, das baute ſich Alles langſam auf dieſem ſtillen, reinen Grunde, den Er erſt wieder legte, empor, und konnte nicht ausbleiben, ſelbſt wenn wir ſagen müßten: der angeregte und auf dieſem Grunde

wachſende Geiſt ſei größer geworden, als der Seinige, und habe ſich ſelbſt zum Hebel gedient; wie groß war er dennoch unleugbar dadurch, daß er wohlwollend und ſchützend dem beflügelten Geiſt der Zeit zuſah!

In unſerm jetzigen König haben wir beides; den ſittlichen, reinen Grund, den genialen Geiſt. Gott gebe Ihm den Segen, wodurch das Leben kommt, welches Leben ſchafft!

Möchten wir in unſerem Unterthanen-Herzen neben den großen Erwartungen, die wir hegen dürfen, die Gewißheit feſtſtellen, daß nothwendig der am Erſten Fehler macht, der mit einer kleinen Anſchauung der Dinge ſich nicht abfindet.

Berlin, den 15. Juli 1840.

XVI.

(Urtheil über Vittoria Accorombona.*) Pſychologiſche Wahrheit und plaſtiſche Schönheit.)

Welch ein reiches Geſchenk haben Sie mir gemacht! in der ſchönſten Form den ſchönen Inhalt! Ich danke Ihnen herzlich dafür und antworte Ihnen heute, nachdem

*) Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zweite Auflage. Mit einem Anhange. 2 Bde. 8. 1841.

ich in einem Zuge ohne Unterbrechung Vittoria Accorombona zu Ende geleſen habe. Der Geſammt-Eindruck iſt höchſt erfreulich; ich weiß Ihnen mein Gefühl nicht anders auszudrücken, als daß ich vergnügt bin, als ob ich ein Glück erlebt hätte! Ich, die ich ſo ungern Verſe leſe und durch die Form um jeden Genuß komme, ich habe den ganzen Eindrnck eines ſchönen Gedichts, unbeläſtigt durch die Form.

Sein Inhalt, ſein Charakter, ſein ganzes Streben fordert faſt den Rhythmus, man erſtaunt, daß er ausbleibt, da wir doch beſtändig in der Stimmung, welche ihn verlangt, erhalten werden, und es ſcheint eine Trägheit des Autors, daß er ihn verweigert. Welch ein wahres, ergreifendes und dennoch mit poetiſcher Schonung entworfenes Bild der Zeit! wie allgegenwärtig wird die Stimmung erhalten, daß wir in dieſer Zeit uns bewegen, durch ſie bedingt das Schöne genießen müſſen, und daher die Gräuel, die Colliſionen verſtehen lernen! Die geſchichtlichen Motive wie beherrſcht und zum Zwecke benutzt! Der Duft Italiens zieht um unſere Schläfe, ohne daß wir durch die ſo unzählige Male benutzte Staffage aufs Neue in ermüdender Weiſe durchgeſchleppt werden, und die keckſte Laune, die in Schönheit ſchwelgend jede Beziehung der Sinnenwelt anregt, bleibt, von dem Scepter der Schönheit beherrſcht, dennoch Unſchuld, ſo daß Donna Julia's Aus-

ſpruch über Bojardo (oder was bei dieſer Veranlaſſung Donna Julia über die gemeine Sinnlichkeit ſagt) an Tieck ſelbſt in Erfüllung geht.

Dies Werk verſammelt ihn wieder zu den Geiſtern ſeines Camöns; das iſt der Dichter, den der ironiſche Schulzwang anekelt, den er, bis zur Karrikatur verzerrt, von ſeinen Nachahmern ſich mußte zuſchreien hören — und der nun wieder einſam mit ſich wird und die erhabenen Schwingungen vernimmt, die von den ewigen Harmonieen der Welt, ſelbſt in ihren Zerwürfniſſen unſer Ohr treffen und nur dem ironiſchen Hämmern des leeren Verſtandes entgehen; er iſt ſeinem kleinen Publikum, der kleinen Stadt und dem flachen Applaus entſprungen und fordert wieder vor ſeinem eigenen Geiſte Genugthuung.

Aber um ſo mehr es mir ein Gedicht iſt, um ſo weniger iſt es mir ein Roman; in den Charakteren iſt für mich keine pſychologiſche Wahrheit, ſondern nur plaſtiſche Schönheit! Das ſind keine verwandte, keine bekannte, keine ewig wahre Geſtalten, ſondern nur Träger von Gedanken und Gefühlen, wie ſie objektiv daſtehen, ohne Lebenswärme und Individualität.

Vergeblich habe ich mich bemüht, Donna Julia für ein lebendes Weſen anzuſehen. Alles an ihr iſt ihr übertragen; ſie iſt die Marmorſtatue einer römiſchen Matrone; ſie ſagt und thut, was in der Zeit lag zu

thun, ſie ſagt es aber nicht ſelbſt; ſie iſt ganz leblos für mich.

Vittoria — ich möchte ſagen — ſie verſchlingt alle erdenklichen menſchlichen Symptome, aber ſie wird kein Menſch! Dürr, kalt, leblos ſchleppt ſie den ſchönen Marmorleib mit ſich umher, und ſelbſt als ſie liebt, denkt man nur, daß Tieck die Liebe in ihrem ganzen, erhabenen Umfange kennt, ohne daß dies göttliche Feuer jemals ihren Pulsſchlag hebt. Und nun vollends die Männer! Es ſind lauter Andeutungen von dieſem oder jenem Zuſtande der Zeit! Das geht Alles im Gedichte, und man will es kaum anders dort; aber im Roman verlangen wir poſitivere Erſcheinungen, die nicht blos unſere Idee tragen, ſondern von uns unabhängig ihr eigenes Mark und Bein haben, wozu die Zeit die Farbe giebt, deren Individualität wir aber lieber haben, als unſere eigenen Ideen, mit denen wir ſie blos verſtändlich zu machen ſuchen.

Dieſer letzte Satz thut mir nicht genug, aber ich weiß mich nicht anders auszudrücken; vielleicht verſtehen Sie mich doch und antworten mir darauf.

Berlin, den 1. Auguſt 1840.

THE PROPERTY OF THE NEW-YORK SOCIETY LIBRARY

XVII.

(Steffens und seine Auto-Biographie. Bemerkung über die Jugend und die Jugend-Erziehung unserer Zeit. Die Kritik des Professor Braniß über Tieck's Accorombona.)

Ich glaubte, es wäre so schwer nicht, Ihnen recht klar zu machen, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe; aber eigentlich ist es doch ein zu großes Gewebe von Kleinigkeiten. Was diese vermögen, erfahren wir an dem Tröpfchen, das den Stein aushöhlt und an tausend eigenen und fremden Erlebnissen. Dazwischen war ich unwohl, dann sehr fleißig nnd wieder durch Briefe, die schnelle Antwort forderten, ermüdet; auch wollte ich Steffens liebes, theures Buch („Was ich erlebte") erst ganz durchgelesen haben, und es liest sich nicht so schnell, wie Vittoria Accorombona. Wenn ich ein Weintrinker wäre, würde ich sagen, es ist unter Beiden der Unterschied wie zwischen einem Glase Champagner und einem Glase Rheinwein; das erste schlürft man hastig herunter, weil man den leichten Schaum, der lieblich berauscht und erfrischend die Stirn mit seinem feinen Thau berührt, zu verlieren fürchtet, wenn wir inne halten und uns besinnen; das zweite genießen wir erst, wenn wir seine reine goldene Farbe im Glase blinken lassen, wenn wir seinen schweren Niederschlag langsam prüfen und das Aroma aufsteigen lassen, das uns

ſo lieblich erfriſcht. Es gehört ein gewiſſes ruhiges Verſtändniß dazu, und dann fühlen wir an der ſanften ſtärkenden Glut, die durch unſere Adern rinnt, daß ein nachhaltiger Antheil Lebenskraft davon in uns übergegangen.

Ich muß ſelbſt lachen über das Gleichniß, darum zürne ich Ihnen gewiß nicht, wenn Sie es thun, und trotzdem, daß es wenig für eine Frau paßt, drückt es doch viel von dem aus, was ich empfunden habe, und obwol es Ihnen klar ſein wird, daß eine Frau, die ihre Gleichniſſe aus der Weinflaſche ſchöpft, Ihre ſchmeichelhafte Idee, eine wirklich brauchbare Kritik zu ſchreiben, nicht erfüllen kann, will ich doch gern Ihnen mittheilen, wie ich darüber denke.

Es iſt mir nie eine prätenſionsloſere Form vorgekommen, um ein höchſt bedeutendes Ganze zu conſtruiren, und es ſteht mir darum von Anfang an viel höher und anſprechender, als: Wahrheit und Dichtung! Wie menſchlich und abſichtslos vertieft Steffens ſich in die wichtigen und rührenden Zuſtände ſeiner Jugend, welche wahrhafte Jugend iſt dies überdies, und wie muß man den Mann noch mit Rührung und Antheil betrachten, der ſelbſt in die Schilderung der Vergangenheit ſich ſo jugendlich vertieft, daß man fühlt, nicht das Geſchenk der früheren Jahre war es, ſondern die fortbeſtehende Eigenthümlichkeit einer auf dem reichſten poetiſchen Boden ewig dauernden Jugend iſt es, die ihn ſo kind-

lich erzählend in ſie verflicht, daß der Leſer das vollſtändigſte Mitleben genießt!

Mit welcher Ehrfurcht müßte unſere Jugend dies Buch leſen, wenn es nicht ein Hauptzug unſerer Jugend wäre, für Allererſt vor Nichts auf der Welt Ehrfurcht haben zu wollen!

Wie der lautere, reiche Quell dieſes Innern, wenn er hervorbricht, zu den verſchiedenſten Malen immer wieder mit harten, rauhen Steinen zugeſtopft wird, als ſollte ihm das Leben und Daſein für immer verſagt ſein; und wie immer wieder nach einiger Zeit die nur deſto tiefer grabenden Quellen ſich einen Ausweg bahnen und wieder bei Seite ſpülen, was ihnen in dem Wege lag! Dieſe Entzückungen, wenn er ſich heimlich fortſchleicht auf dem Wege der Wiſſenſchaft und jauchzend endlich ein Reſultat erbeutet als ſein Eigenthum — könnte man nicht zu dem Glauben kommen, man müſſe junge Leute mit Hinderniſſen erziehen, damit das wahre Mark ihrer Kräfte hervorgetrieben würde, da man ſie jetzt hochmüthig überſehend an den reichen Quellen vorüber gehen ſieht, die ihnen überall geboten werden? Ich glaube, dies Buch iſt bei Steffens Ruf ein überaus wichtiges und zeitgemäßes und muß gerade darum von großer Wirkung ſein, weil es ſo abſichtslos, ahnungslos, möchte ich ſagen, die großen Geheimniſſe einer Entwickelung enthüllt, aus der endlich der berühmte Mann

ward; für mich ist es das Ideal einer Selbstbiographie, in allen diesen Beziehungen, denn es will nichts, als erzählen: was er erlebte!

Und wie viel mehr ist das, als unsere frostige Jugend jetzt erlebt, die mit überladenem Magen vor dem Reichthum des Lebens steht und vor Ekel nichts davon genießen mag!

Dies häusliche Leben! Zehn Novellen liegen darin; diese Naturbilder! ich glaube überall gewesen zu sein und könnte davon mitreden! Diese religiösen Zustände und Zerwürfnisse, wie wahr, natürlich und rührend; vielleicht können, für Einige, Längen darin erscheinen, für mich nicht! Die gemächliche Ausführlichkeit gehört für mich zu der prätensionslosen Form, die, nach keinem Effekt haschend, zuerst mit sich abschließen wollte.

Genug, man kann Ihnen Glück wünschen zu dem Verlage zwei so ausgezeichneter Werke, die gewiß eine lebhafte Anerkennung finden werden.

Ich schreibe an diesen Zeilen bereits über acht Tage und vorgestern kam denn Ihre Sendung der dritten Auflage von Godwie-Castle an. Ich danke Ihnen sehr dafür und bin über die Form der Einführung sowol von Ihrer Seite, wie durch die schöne Recension von Professor Braniß, sehr erfreut, obwol ich an der passenden Wirkung von beiden gar nicht zweifelte.

Es war gerade, als ich sie erhielt, ein junger Theo-

loge aus Göttingen bei mir, der an der hiesigen Universität Vorlesungen halten wird; er führte sich, mir bis dahin gänzlich unbekannt, mit den Worten ein: „wir bearbeiten dasselbe Feld.“

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich viel über den Antheil der Göttinger gelehrten Welt an St. Roche. Mehrere Professoren hatten einen Kreis um sich gesammelt, worin St. Roche besprochen ward, und ich kann Ihnen nicht wieder erzählen, mit welchem Antheil dies geschehen war, wie man gefolgt war, wie jeder einzelne Charakter, meine Absicht, und wie ich sie erreicht, aufs Sorgfältigste durchgenommen worden war, und welche interessante Fragen ich noch zu beantworten hatte, und wie ich mich immer mehr von dem ehrenvollen Antheil überzeugte, den so viele ausgezeichnete Gelehrte daran genommen. Nur beruhen darauf zugleich größere Hoffnungen und Erwartungen für die Zukunft, als ich werde erfüllen können, und dies Gefühl hat etwas sehr Verschüchterndes für mich. Wie wenig ich auch undankbar bin oder gefühllos gegen das Gute, was mir geschieht, dennoch gäbe ich viel darum, wenn ich meine Einsamkeit und Unbedeutenheit wieder hätte. Auch das ist Gottes Wille, ich soll diese Aufregung erleben, und nach Außen gedrängt dennoch innerlich ruhig bleiben und meinen Geist einsam erhalten; so, denke ich oft, ist die Aufgabe, und Gott wird mir die Kraft dazu geben!

Sie können denken, mit welchem Intereſſe ich die Kritik*) über Vittoria Accorombona geleſen habe; ſie bringt dem Verfaſſer rechte Ehre! Es iſt ein ſchöner, warmer Enthuſiasmus für den Dichter darin, dem wir ſo viel verdanken, und ſie zahlt die Schuld für Alles, was wir von ihm empfingen, auf eine edle und wahre Weiſe. In meiner Anſicht über dies letzte Werk hat ſie nichts geändert. Dieſe Kritik hat eine ſchöne Wahrheit für Braniß, nicht für das Werk ſelbſt; will Tieck aufrichtig ſein, wird er ſelbſt überraſcht ſein und einen Reichthum zurück empfangen, von dem er wünſchen wird, ihn beſeſſen zu haben, als er zu ſchreiben anfing. Bei vielen ſchönen und fein aufgefundenen Wahrheiten iſt Vieles gewaltthätig hineingelegt, und die Definition über das neue Genre von Roman iſt eine zu eigenmächtige Beſtimmung; man fühlt, es hat ſo ſein ſollen, weil man Tieck nicht vorwerfen will, er habe keinen Roman zu ſchreiben gewußt. Die poetiſchen Verſuche, die Geſpräche der Vittoria können unmöglich an ſich ergreifen und laſſen das Weſen (die Dichterin) daher ſo leblos. Aber aufs Neue mußte ich wieder den edlen und ſcharfen Geiſt des Herrn Profeſſor Braniß bewundern; faſt hätte ich neidiſch werden können, daß er mein armes. St. Roche mitten drin liegen ließ und hierfür allein

*) Des Profeſſor Braniß.

Zeit behielt; doch war dies, vielleicht an ſich ſo natürliche Gefühl, ſicher nicht ſo anmaßend, als es hier klingt, denn ich fühle, wie ganz anders es inſpiriren muß, über Tieck ſprechen zu können, und möchte um keinen Preis, daß er eine ſo edle und geiſtvolle Anerkennung im Publikum entbehrte, mit der Alle zufrieden ſein müſſen, die ſich der Dankbarkeit gegen den großen Dichter recht bewußt ſind!

Die Freude über die Art, wie der König Tieck behandelt, war hier recht allgemein; es war ein wahrer Jubel! O, hielte es doch den Schnee des Alters, den die Sorgen wohl vermehrten, noch von ſeinem Haupte ab.

Berlin, den 24. September 1840.

XVIII.

(Schiefe Urtheile über Tieck werden berichtigt und das Verhältniß des Königs zu ihm gerechtfertigt. Bemerkungen der Sächſiſchen Herrſchaften. Eine Bemerkung der Prinzeſſin Amalie.)

Iſt es denn wirklich ſo gut, was in den beiden Briefen ſteht über die bewußten Bücher? Ich weiß wohl, was ich über beide gefühlt und gedacht, aber wie ich es ausgedrückt, kann ich mich nicht erinnern. Da ich Ihnen aber vertraue, wenn Sie mich tadeln, ſo um ſo lieber, wenn Sie mich loben; und da freut es mich denn

herzlich, daß ich auszudrücken vermochte, wie ich es meinte.

Was soll ich nun weiter sagen über Ihren Wunsch, etwas daraus drucken zu lassen? Ist es denn wirklich dazu passend? Es muß doch sehr formlos sein!

Erst wollte ich Sie bitten, mir die Briefe zurück zu schicken, aber was käme dabei heraus; der Gedanke, daß es vor's große Publikum kommen sollte, verdürbe mir den unbefangenen Blick; ich will sie lieber aufs Neue für Ihr Eigenthum erklären und Ihnen überlassen, damit zu machen, was Ihnen gut scheint.

Denken Sie aber selbst, wenn Sie mein unbefangenes Urtheil über Vittoria Accorombona lesen, wie mir verwunderlich wird, wenn ich jetzt hören muß, Vittoria Accorombona sei ein völlig unsittliches, üppig sinnliches Buch; es sei eine Beleidigung, es dem Könige zuzusenden; gewiß hätte er es nicht gelesen, sonst hätte Tieck nicht diese Auszeichnung erlebt u. s. w. Was soll ich den ekelhaften Unsinn niederschreiben, den ich schon unwillig mit anhörte! Oft weiß man nicht, ob es nicht ein besseres Zeugniß für innere Reinheit ablegt, wenn man gar nichts der Art merkte, als wenn man eine so leise Witterung hat, daß man gleich wehe schreit! Ich war ganz verblüfft; wohl erinnerte ich mich, daß ich ein Paar mal so einen Streifschuß bekommen hatte; aber war das so viel, um daraus einem ganzen Buche den

Character aufzunöthigen, so muß ich gestehen, daß das Andere mich nicht traf; steht denn davon oder darüber etwas in meinem Brief? Ich habe mich offen und stark dagegen ausgesprochen. Möglich, daß der König Vittoria Accorombona nicht gelesen hat und es bedarf dessen nicht, damit ein König, dessen Jugend und Entwickelung in die Blüthenzeit unserer großen deutschen Dichter fiel, dem letzten noch Lebenden dieser Herren den Dank abzutragen sucht, den er ihm schuldet mit allen seinen Zeitgenossen!

Das sagte ich, oder antwortete ich, wo es viele hörten; und sollten Sie wohl glauben, daß es der sächsische Gesandte war, dem ich damit antworten mußte? Als ob sie sich dort ärgerten, daß der König ihnen hilft. Dagegen waren die hohen sächsischen Herrschaften sehr auszeichnend gegen mich. Auf der Ausstellung erkannte mich die Königin! Sie ließ mich zu sich rufen und stellte mich selbst auf das Ehrenvollste den Herrschaften vor, die mich nun mit Güte überhäuften. Sie erzählten mir, wie sie St. Roche gelesen, mit wahrer Angst, daß es zu Ende gehen werde; sie dankten mir mit einer Innigkeit, als wäre ich ihre Wohlthäterin gewesen. Prinzeß Amalie sagte: die Unmöglichkeit, hinterher ein Buch zu lesen; Alles komme einem leer und inhaltlos vor! Das sagte diese Schriftstellerin; es könnten manche ein Beispiel nehmen. — Himmlisch war dabei unsere theure

Königin; ihre freundlichen Augen beleuchteten mich ordentlich; ſie ſtand neben Humboldt und beide ſahen aus, als freuten ſie ſich, daß ſie Ehre mit mir einlegten. Die Königin redete noch viel mit mir über den Sommer und war ſo liebenswürdig, als ſie erfuhr, ich arbeite wieder, und ſchalt ſo anmuthig, daß es erſt im andern Jahre fertig werde. Es war eine große Befriedigung, und darum wollte ich ſie Ihrer Theilnahme entziehen. Am andern Tage waren ſie Alle bei meinem Bruder und überhäuften auch ihn mit Artigkeiten, wo noch viel für mich dabei war.

Berlin, den 8. Oktober 1840.

XIX.

(Ausſichten auf neue Schöpfungen.)

Ich lege Ihnen zur Anſicht einen Brief von Laube bei, der Sie intereſſiren wird. Senden Sie ihn mit Ihrem Urtheil darüber mir recht bald zurück, laſſen Sie überhaupt meine Bitte um Nachricht von ſich nicht vergeblich ſein!

Wie lange ruht nun ſchon Maria Thereſia? Verlieren Sie nicht Muth und Geduld, und wenn Sie Etwas übrig haben, geben Sie mir davon Etwas ab.

Gottes Wille geſchehe! Aber wie ſehne ich mich heimlich nach dem breiten, heiligen Strom der Gedanken, auf dem ich dann ein ruhiger Segler werde und tauſend kleine, glückſelige Inſeln vor mir auftauchen.

Aber Glück darf man ja eben nicht ſo ungeſtüm fordern, und ſo ſitze ich vor Gott und warte, wie das Kind auf den Weihnachtsbaum, mit der Hoffnung, daß der Vater es nicht vergißt!

Berlin, den 24. November 1840.

XX.

(Die Paſſivität im Leiden. Laube's Literatur-Geſchichte. Ein apokryphyer Roman. Gott behüte mich vor meinen Freunden.)

Um ſo viel früher will ich Ihnen antworten, da mir Ihr Brief die gefürchtete Beſtätigung giebt, daß Sie zu leiden hatten, und zwar geiſtig, wie viel beklagenswerther, als körperlich. Gern möchte ich mit der Autorität der älteren Frau zu Ihnen reden, ich möchte Sie warnen, nicht ſich alten Uebeln aus Gewohnheit zu ergeben, und lieber einmal, wie ein Fremder nachzufragen, ob kein Abſchluß möglich ſei, ob nicht ein Opfer irgend einer Art, durch Freiheit belohnt, zu bringen ſtehe!

Wunderbare Leiden und Gebrechen habe ich dadurch über die edelſten Menſchen kommen ſehen, daß ſie ſich

langsam von widerwärtigen Verhältnissen beschleichen ließen, darin ihre Energie verloren, und sich endlich rettungslosem Trübsinn ergaben, im Glauben, ihnen sei nicht zu helfen! Aber das kleine Martirium, was wir da aus uns machen, ist stets eine Nachgiebigkeit an unsere Schwächen; wir leiden lieber, als daß wir energisch alte Uebel um ihren wahren Inhalt befragen, und sind geneigt, von unserm Verfahren gut zu denken, weil es uns schwer wird, und weil es mit Opfern und Ueberwindungen verbunden ist; aber überall kommt es doch nur darauf an, ob die Verhältnisse ihrer Natur nach sich dadurch richtig gestalten, und eben so oft verfehlen wir schon darum ganz unsere Absicht, weil unsere Stimmung gar nicht mehr die rechte ist, wir selbst schon gar keinen wohlthuenden Einfluß mehr ausüben können. Dann verändere man immer und um jeden Preis die Situation, denn man wird Anderen nicht helfen, sondern schaden, und selbst dabei um den wesentlichsten Inhalt des Lebens, um Frieden betrogen werden.

Sie sehen, ich rede wie eine alte Großmama zu Ihnen, aber ich bin auch recht alt an viel Erlebtem, und Mitangesehenem, und es ist mir in Ihrer Persönlichkeit der Eindruck gekommen, als würden Sie leicht und tief verletzt von jeder unsanften Berührung. Solche Naturen gehen lieber unter, als daß sie sich wehren! Es ist mir recht lieb, daß ich auch keine Ahnung von Ihren Ver-

hältniſſen habe, ich kann nun ganz unbefangen und allgemein zu Ihnen reden, blos geleitet von der Anſicht, man ſolle ſich wohlmeinende Geſinnungen nicht verſchweigen, und ſo will ich mich auch nicht über dieſe lange Mittheilung entſchuldigen; wer weiß, ob ſie nicht die Stunde trifft, wo es Ihnen wohlthut.

Vielen Dank für Ihre Mittheilungen über Laube; Sie haben gewiß ganz Recht! Seine Literaturgeſchichte iſt recht geiſtvoll, ein ſchönes Bilderbuch der Perſonen und Zuſtände, möchte ich ſagen; ich leſe es mit großem Vergnügen und bin recht oft ſeiner Meinung. Wie ich ihm geantwortet habe, das fand mein Bruder recht gut; es war dankbar und ehrend, mehr ablehnend, als annehmend; ich kann keine Concepte ſchreiben, mitunter wäre es doch gut. Antwort habe ich noch nicht.

Eine Anzeige der Offner'ſchen Leihbibliothek macht hier ein für mich unangenehmes Aufſehen. Sie eröffnet eine Liſte, worin ſie, ſich zu notiren auffordert, mit dem Verſprechen, alsdann das neueſte Buch der Verfaſſerin von St. Roche „Das Dohlenneſt" von Haus zu Haus zu ſchicken.

Heute habe ich in der dritten Perſon als Verfaſſerin von St. Roche an dieſe Handlung geſchrieben und gebeten, es öffentlich zu widerrufen, mit dem Zuſatz, daß weder ein ſolches Werk, noch überhaupt ein neueres exiſtire, wovon der Titel bereits bekannt wäre!

Ich weiß wirklich ſelbſt den Titel noch nicht, denn Maria Thereſia kann ich es um ſo weniger nennen, da es ſich, wie bei den früheren Werken, nur an ihre Zeit anlehnt.

Wie gern möchte ich erſt wieder arbeiten! zuweilen klopft es an; vielleicht bald.

Sie müſſen allen ſolchen Gerüchten feſt widerſprechen, denn Sie ſollen es immer zuerſt wiſſen, was ich beſchließe.

Wie freut mich die zweite Auflage von Vittoria Accorombona; das ſind Lorbeeren, die nicht ſtechen, um das weiße Haupt des Dichters!

Dagegen möchte ich Ihr Geſicht ſehen, wenn ich Ihnen einen kürzlich erhaltenen Brief eines Literaten und Diplomaten zeigen könnte, der in allen anderen Beziehungen gut und brav und namentlich mir von ganzer Seele ergeben iſt, aber an dieſer literariſchen Klippe dennoch ſcheitert. Er gehört zum Comité, die in München „deutſche Blätter für Literatur und Leben" herausgegeben. Dabei folgt eine Kritik eines Freundes in dieſen Blättern — ich vermuthe Maltitz — deſſen Wärme und geiſtreiches Wohlwollen er rühmt. Was ſoll aber wohl der Autor oder irgend ein vernünftiger Menſch mit ſolcher Kritik anfangen? Dann ſagt er: er enthielte ſich jedes Urtheils, das wäre aber gewiß, daß der Beifall oder Antheil an dieſem Werke nicht über den Thüringer Wald hinaus gedrungen wäre, oder dort Beifall erlangt

hätte; in Wien und München hätten ſie keinen Antheil gefunden. Er räth mir, wenn ich ſchreibe, bei der Gegenwart ſtehen zu bleiben, da es mir nie gelingen würde, irgend den Charakter eines anderen Landes oder einer anderen Zeit zu treffen; weder engliſch, noch franzöſiſch, weder Renaiſſance noch Rococo wären dieſe Zuſtände, ſondern norddeutſch, ja Berliniſch!

In dieſer Art bleibt die Herzensergießung eines wahren Freundes, wie er ſich nennt, und ich geſtehe Ihnen meine Schwäche — es hat mich etwas verdroſſen. Erſt wollte ich antworten, aber bald ſchien es mir würdiger, Alles mit Stillſchweigen zu übergehen. Haben Sie — ohne Mühe für Sie — eine Ueberſicht von den Beſtellungen nach Süddeutſchland, ſo möchte ich wohl, nicht die Zahl kennen, ſondern vergleichungsweiſe, wie ſolche ſich zu Norddeutſchland verhalten; dies könnte ich, wenn es ſich günſtig ſtellt, wohl indirekt ihm zukommen laſſen.

Sollte Norddeutſchland allein die drei Auflagen von Godwie-Caſtle verſpeiſt und die zweite Auflage von St. Roche bewirkt haben?

Wie war ich erſtaunt über Ihre Ankündigung der vierten Auflage von Godwie-Caſtle*) aber wie ſehr habe ich mich darüber gefreut. Daran, denke ich, ändern wir

*) Die fünfte Auflage, deren Ausgabe die verehrte Verfaſſerin leider nicht mehr erlebte, erſchien 1849.

nun nichts mehr; es mag nun so sein Ende finden, oder was meinen Sie dazu?

Wollen Sie mich nicht beklagen, daß so viel Krankheit immer noch zwischen mich und meine liebste Beschäftigung tritt? Ich bin so stumm, so müde an Leib und Seele, und habe wieder meinen alten Glauben, daß es vorbei ist mit meinem sogenannten Talent. — O! käme doch erst eine bessere Zeit!

Wie gütig sind Sie, mir die zweite Auflage von Vittoria Accorombona zu gönnen; wie liebe ich sie schon, da sie ein Sonnenlicht ist auf dem bleichenden Haupte des Dichtergreises.

Und nun wünsche ich Ihnen doch Glück zum neuen Jahr! obwohl ich die abwehrende Bewegung Ihres getrübten Geistes sehe; aber ich wünsche Ihnen doch Glück und prophezeie Ihnen hiermit, daß Sie noch einst glücklich und frei sich fühlen werden. Niemand kann sagen, so wird es *sein* und *bleiben*, sondern Gottes allweise Hand leitet die Veränderungen herbei, die unser Heil werden!

Mein Bruder und ich — wir Beide sind Ihnen herzlich ergeben!

Berlin, den 4. Dezember 1840.

XXI.

(Ueber H. Laube.)

Die beigefügte Kritik iſt allerdings nur wohlwollend, aber auch nicht viel mehr; ſie hat eine ruhig dahin ſchwimmende Behaglichkeit, die allerdings wohl thut, aber damit genug! Solch ein Brief, wie Laube mir ſchrieb, anregend, forſchend, zweifelnd, das iſt, wonach man wieder ausſchaut; jener Aufſatz iſt recht vortheilhaft für das größere Publikum, denn er iſt bequem nachzufühlen, und daran glauben die, welche nicht ſelbſt denken, aber der Autor will mit dem ebenbürtigen Geiſte den Kampf, der die Kräfte zum Bewußtſein ruft, und er fürchtet ſelbſt Niederlagen nicht, weil er den Gegner ſich ſo mächtig wünſcht. Ihre Briefe und Laubes Brief ſind mir die liebſten in meiner Sammlung über St. Roche, und Sie werden daher begreifen, wie leid es mir thut, daß Laube mir nicht geantwortet hat und ich jetzt wohl kaum noch darauf hoffen darf.

Dabei weiß ich die Urſache nicht aufzufinden, und indem ich jede Bedingung glaube erfüllt zu haben, die ſich mir durch ein ſo ehrenvolles Entgegentreten auferlegte, kann ich keinen neuen Schritt thun, und bin ſo durch irgend ein Mißverſtändniß um willkommene Mittheilungen gebracht.

Berlin, den 26. Dezember 1840.

XXII.

(Noch einmal das „Dohlennest.“)

Gewiß haben Sie Ihren Wunsch, mir eine Freude zu machen, vollständig erreicht; obwohl ich Ihre Briefe schon immer dazu rechne; war doch diese schöne, glänzende Gabe*) die, so sinnvoll gewählt, gleich die Absicht des Gebers enthielt, recht dazu geeignet, mir eine Ueberraschung und Freude zu werden. Haben Sie herzlichen Dank dafür, und glauben Sie mir, daß ich mich wohl fühle in der Beziehung, die unsere äußeren Verhältnisse uns gab, den Kern einer auf gegenseitige Hochachtung gegründeten Freundschaft uns gesichert zu fühlen. Auch daß Sie mich in meinem letzten Briefe nicht mißverstanden haben, freut mich, obwohl die Art, wie Sie mir antworten, so trübe ist, daß ich sie ohne tiefe Wehmuth nicht lesen konnte. Nur das Eine noch: Es ist keine Unmännlichkeit, wo nur der Mensch sein Recht begehrt. Die Klage, oder das Eingeständniß des Leidens scheint mir immer ein eben so bestimmtes Element einer reichen und kräftigen Natur, als die Beherrschung derselben durch die Kraft unseres Willens.

Noch immer glaube ich nicht an eine bösliche Absicht in Bezug auf das Dohlennest.

*) Es war ein Schreibzeug.

Da ein Dohlennest in dem Buche vorkommt, ließ ich bei einem Jägersmann von der vornehmen Schule indirekt nach der Natur der Dohlen forschen. Wie? das weiß ich freilich nicht, aber daran könnte sich das Gerücht wohl anknüpfen!

Der verehrten Königin, der ich im Herbst versicherte, höchstens zum nächsten Herbst würde das neueste Werk erscheinen, glaubte ich eine Erklärung über dies Gerücht schuldig zu sein; sie war auf das Liebenswürdigste böse, weil sie glaubte, man wolle mir Etwas zu Leide damit thun, und fordert öffentliches Entgegentreten von meiner Seite. Ohne meinen Namen hat Spiecker darauf in seinem Blatte widerlegt, ich habe ihr aber sagen lassen, daß ich es durchaus nicht für böse Absicht hielte. Das Aufsehen war merkwürdig, von mehreren Seiten ward ich um schriftliche Erklärungen gebeten, weil die Buchhändler und Leihbibliotheken überlaufen wurden; und Sie selbst haben nun darunter zu leiden gehabt; doch ist mir Ihre Anzeige in dem Leipziger Blatt sehr willkommen!

Berlin, den 2. Januar 1841.

XXIII.

(Titelbilder zu Godwie-Caſtle und St. Roche.)

Es war mir ein Troſt zu wiſſen, daß Sie durch Profeſſor Müller von meiner Krankheit wußten. Neun Wochen habe ich unter namenloſen Leiden danieder gelegen, ſeit acht Tagen ſitze oder liege ich im Sopha, und ich weiß am Beſten, wie weit ich noch von meiner Geneſung entfernt bin.

Möge es Ihnen Freude machen, daß Sie in dieſer Schmerzenszeit durch Ihre Sendung*) zu meiner Erheiterung beitrugen. Dieſe Liſte, oder die geiſtige Statiſtik über den Verbrauch des In- und Auslandes iſt höchſt intereſſant, und wir haben ſie recht ſtudirt. Wenn dies alle Buchhändler thäten, das wäre in Wahrheit eine zu fürchtende, geiſtige Polizei, vielleicht nicht ohne wirkſamen Einfluß, und beſonders für Deutſchland, denn man ſchreckt den guten Deutſchen durch nichts mehr und macht ihn zahmer, als durch Andeutungen ſeines Zurückſtehens gegen fremde Entwickelung.

Ihr ſchöner Einfall, ein Titelblatt mit der Repräſentation der beiden Namen bei den nächſten Ausgaben

*) Es war eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des Abſatzes der erſten 3000 Exemplare von St. Roche, nach Staaten, Provinzen und Städten geordnet.

von Godwie-Caſtle und St. Roche hinzuzufügen, fand bei uns großen Beifall. Im Atelier meines Bruders fand ſich kein paſſendes Individuum, und wir glaubten daher ganz in Ihrem Sinne zu handeln, wenn wir den genialen Landſchafter Biermann mit Ihrem Auftrage bekannt machten. Antwort haben wir noch nicht; wenn er es aber übernimmt, dürfen wir auf ſchöne Ideen rechnen. Ach! warum kann ich nicht zeichnen! Ich ſehe beide Schlöſſer ſo vor mir, daß ich danach bauen könnte!

Berlin, den 6. März 1841.

XXIV.

(Vom Krankenbett. Biermanns Zeichnungen. Erkundigung über H. Laube.)

Ich hoffte Ihnen ſelbſt ſchreiben zu können, d. h. ich hoffte endlich von den langen Leiden erlöſt zu werden, die mich dieſen Winter heimgeſucht haben. Aber dieſe Hoffnung iſt zu voreilig geweſen, und ich liege noch dieſen Augenblick unter großen Leiden zu Bett und bediene mich heute einer lieben vertrauten Hand, um Ihnen einige Nachricht von mir zukommen zu laſſen. In der kleinen Zwiſchenpauſe, die meine Krankheit machte, war ich nicht unthätig in Bezug auf Ihren Auftrag, betref-

fend die Anſichten zu Godwie-Caſtle und St. Roche; aber ich kann nicht ſagen, glücklich.

Zwei wunderſchöne Zeichnungen wurden mir zwar von dem ausgezeichneten Künſtler Herrn Biermann übergeben, aber wer hätte auch nur entfernt ahnen können, daß dieſe Blätter St. Roche und Godwie-Caſtle vorſtellen ſollten. Um ſie Ihnen aber hinzuſchicken, ſchienen ſie mir zu ſehr gefährdet. Mein Bruder tröſtete mich mit der Hoffnung, Sie gingen vielleicht nach der Leipziger Meſſe über Berlin zurück und wir könnten mündlich das Weitere beſprechen.

Soll ich dieſe liebe Ausſicht nicht feſthalten? Selbſt an meinem Krankenbette würden Sie mir ein willkommener Gaſt ſein und ich mich aller Nachſicht von Ihnen geſichert halten, die mein oft troſtloſer Zuſtand erfordert.

Wenn Sie in Leipzig ſind, ſo ſuchen Sie doch von Laube zu erfahren, warum er mir nicht geantwortet hat, da mein Brief faſt eine Aufforderung dazu enthielt. Je mehr ich von ihm las, je bedeutender erſchien er mir und je öfter bedauerte ich, daß irgend ein Mißverſtehen in meinem Briefe ihn verſtimmt haben muß. Ihrem Takte und Ihrer feinen Rückſicht für mich verdankte ich am Liebſten eine Aufklärung hierüber.

Berlin, den 19. April 1841.

XXV.

(Schirmer ſoll die Zeichnungen zu Godwie-Caſtle und St. Roche beſorgen.)

Die Schlöſſer St. Roche und Godwie-Caſtle ſind in die Hände von Schirmer übergegangen, und ſchon exiſtirt ein herrliches St. Roche, und Godwie-Caſtle iſt in Arbeit. Nun iſt die Frage, wollen Sie den Stich dort machen laſſen, oder ſoll es hier geſchehen, wo Schirmer es dann unter Aufſicht nehmen will, und die gute Ausführung von dem Kupferſtecher Haſſe verbürgt. Aber nun! Wollen Sie die Zeichnungen vorher ſehen? Kommen Sie? Sollen ſie hingeſchickt werden? Iſt Ihnen mein und meines Bruders Zeugniß genug? Darüber, hoffe ich, antworten Sie mir recht bald, viel lieber, wenn Sie ſelbſt kommen!

Berlin, den 12. Juni 1841.

XXVI.

(Erinnerungen an das Schleſiſche Gebirge und den Aufenthalt in Fiſchbach.)

Obwohl ich ungewiß bin, ob Sie dieſe Zeilen treffen werden, will ich ſie doch abſenden, denn oft ſind Störungen in Ihren Reiſeplänen eingetreten, und dann empfangen Sie dieſe Zeilen gewiß gern.

Seitdem ich in Schleſien war, ſteigerte ſich mein Intereſſe für dies herrliche Land, und ich habe Schmerz, Sorge und Freude, wie eine in den Bergen Geborene, mit durchgemacht.

Machen Sie nur, daß Sie dem Herbſt noch ſeine Schönheiten ablauſchen; nirgends ſchützt die Natur ihre Reichthümer länger, als in den Bergen, die Färbungen ſind dort oft fabelhaft; das Grün der Wieſen, die Mooſe in den Wäldern, und dies von Thau oder Nebel getränkte glänzende Laub, dieſe Fantasmagorieen der Luft mit den Nebelſtreifen, blauen und violetten Luftſchichten, und dem dazwiſchen vortretenden tiefblauen Himmel, ſelbſt die Stille in der Natur hat etwas Erhabenes, was ſich wohl den holden Plaudereien des Frühlings zur Seite ſtellen darf, und dann — in Schleſien, wo die holdeſten Schwätzer an jedem Gebirgsweg nebenher laufen — ich bin immer entzückt geweſen über die kleinen flüſternden und murmelnden Bäche, die alle Geheimniſſe ihres mit bunten Spielereien angefüllten Bettchens verrathen und die luſtigen, flüchtigen Forellen beherbergen, die ich in der Schüſſel kaum ohne Vorwurf anſehen konnte. Da ſo mitten drein als guter Fußgänger zu ſtecken, dahin und dort, hinunter und hinauf ſich zu wenden, Alles zu genießen, was neben dem Wege liegt, das iſt ein Genuß, den ich ſonſt kannte, jetzt aber wohl für immer verloren habe.

Ordentlich zagend fahre ich nun fort, Ihnen zu ſagen, wie ungünſtig bis jetzt der Erfolg des Bades ſich zeigt. Am 23. Auguſt verließen wir Warmbrunn, und trafen über Dresden den 30. hier ein. Drei Tage war ich nur aus dem Bette, dann ſtiegen die Schmerzen bis zu einem nie dageweſenen Grade.

Am 7. September Abends erwartete mein Bruder mein Ende; er hielt mich im Arm, während ich erkaltete, und der Todesſchweiß meine Stirn netzte! Die homöopathiſchen Mittel retteten mich dennoch; jetzt ſitze ich in Decken eingepackt und — weiß nicht recht, worauf ich noch hoffen ſoll. Doch hoffe ich! — Nicht in meinen kranken Gliedern, in meiner Bruſt lebt ein Fünkchen von Geſundheit; genug ich hoffe!

Wenn Sie wüßten, wie viel Gutes mir in Ihrem Schleſien geſchehen iſt, Sie würden doch erſtaunen.

Ein unvergleichlich herrlicher Tag war der 20. Auguſt in Fiſchbach. Freilich rühme ich mich einer dreißigjährigen Bekanntſchaft mit der hohen Beſitzerin und ihr entſprechend wurden wir auch aufgenommen. Ja ſie iſt vollſtändig treu und der Prinz auch, und die liebliche Prinzeſſin Marie, dieſe Gemſe in den grünen Bergen!

Ich wurde durch alle Parthieen in Fiſchbach in einem Lehnſtuhl getragen, während die hohen Herrſchaften an meiner Seite gingen, um mir alle ihre Lieblingsplätze zu

zeigen. Zu Mittag fuhren wir mit ihnen nach den Falkenſteinen, wo wir in dem reizenden Schweizerhäuschen zu Mittag aßen. Zurück ward ich wieder getragen, während ſie wieder zu Fuß neben meinem Stuhle hergingen, und war Beider Ueberlegen immer nur, mir Freude zu machen und jede Anſtrengung von mir abzuhalten.

Eben habe ich ihr geſchrieben, und habe ihr auch die kleinen Aufſätze geſchickt, die Herr Inſpektor Schück aus Brieg mir über einzelne Strafgefangene gemacht hatte; auch wünſchte ſie ſeine Recenſion über St. Roche zu leſen.

Die Bekanntſchaft Ihres Freundes, des Grafen Dyhrn (ſo glaube ich, iſt ſein Name) wäre mir noch erfreulicher geweſen, wenn ſie nicht zu flüchtig geweſen wäre.

Haben Sie denn ſchon die Penelope geſehen mit dem Bildniß der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle? Ich kann nicht ſagen, daß es zu meinen Ergötzlichkeiten gehört, von allen Leuten darauf angeredet zu werden, denn mit der Abhärtung hat es doch noch immer ſeine Grenzen.

Berlin, den 26. September 1841.

XXVII.

(Arbeits-Pläne.)

Wünſchen Sie mir Glück! ſeit dem 22. Oktober ſchreibe ich wieder.

Sie ſprechen vom dritten Theil, das machte mich ganz traurig. Jetzt bin ich bei dem Ende des erſten Theils, obwohl der zweite vorbereitet iſt.

Bleibt Alles ſo gut, ſo werde ich bis Mitte November mit dem erſten bis zum Abſchreiben fertig, dann bis Januar mit dem zweiten, dann kann ich den dritten mit dem Frühling vollendet haben.

Aber wie kann ich ſolche Pläne machen? Gottes Segen kommt von oben!

Wie mich das glücklich macht, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken! ich bin wieder jung daran geworden.

Mein Bruder grüßt Sie herzlich!

Ich bewohne noch immer meinen lieben Thurm. Adio! Gott behüte Sie! herzlich ergeben.

Berlin, den 31. Oktober 1841.

Thomas Thyrnau.

1841.

I.

(Ein neues Manuſcript. Bangigkeit und Zweifel während des Schaffens. Tieck.)

Wie leid thut es mir, daß uns gegenſeitige Bedenklichkeiten um das gebracht haben, was wir Beide gewünſcht haben, nämlich um eine fortgeſetzte Mittheilung des neuen Manuſcripts.

Ich bedarf immer der Ermunterung, weil mir, was ich ſchaffe, nie imponirt; und das, was als Schöpfung hervortritt gegen das, was ſich mir in einer noch nicht greifbaren Offenbarung zeigt, mir leicht zu gering erſcheint. Da thut mir der Zuſpruch eines Bewährten, an deſſen Urtheil ich Glauben habe, wie eine Stärkung ſehr wohl.

Möchten aber doch Ihre ſanguiniſchen Hoffnungen für dies neue Werk wahr werden; ich theile ſie noch nicht, und tröſte mich allein damit, daß es bei St. Roche mir ebenſo ging.

Ich ſchrieb damals, als ich das Manuſcript Ihnen überſchickt hatte, meiner lieben Prinzeß: „Nun es abgegangen iſt, kommt es mir vor, als ſtände gar nichts

darin, und ich kann meine Kühnheit nicht faſſen, daß ich es drucken laſſe."

Nachher ſagte ein Recenſent, man möchte mir Oekonomie der Mittel anrathen! Ich mußte an meinen damaligen Brief denken; es mußte alſo doch Etwas darin geſtanden haben!

Gäbe es doch ſchon Eiſenbahnen!

Da kämen Sie am frühen Morgen ans Kamin in meinem Thurm, wo der Herbſtwind ſeinen Geſang hören läßt, und die hohen Baumgipfel die gelben Blätterkronen hin und her neigen, — wie ich das liebe und wie es zur geſelligen Mittheilung Luſt macht, — dann äßen Sie, wie nun ſchon gewohnt, unſere kleine bürgerliche Mahlzeit mit uns, und den Abend könnten Sie in Ihrem eigenen Bette in Breslau ſchlafen! Wann wird's doch ſo weit ſein?

Heute höre ich Tieck leſen! Er war bei mir und von einer überaus großen Liebenswürdigkeit, mit freundlicher Achtung meiner Werke gedenkend; man ſagt mir, er habe mir ſein ganzes Herz zugewendet; das iſt doch recht wunderbar; als ob Dorotheen's Worte bei ihm nachgewirkt hätten.

Von Brockhaus aus Leipzig bekam ich einen ſehr verbindlichen Brief; er bat mich, an ſeinem Taſchenbuche — ich glaube Urania — Theil zu nehmen; es war ſo überaus ehrend abgefaßt; natürlich mußte ich es

ablehnen. Das iſt ſchon das dritte Taſchenbuch, und die Journale weiß ich nicht all', an denen ich helfen ſoll. Ich aber glaube, das iſt Alles nicht mein Genre; Gott gebe, daß ich dieſes immer erkenne und nie aus meiner ſtillen Sammlung mich herauslocken laſſe.

Berlin, den 17. November 1841.

II.

(Der Titel des neuen Romans: Thomas Thyrnau.)

Sie haben mir große Freude durch die Mittheilung der Zeichnung von Godwie-Caſtle gemacht; ſie ſcheint mir ſehr ſchön, ſehr gelungen zu ſein. Immer werde ich der Meinung ſein, daß Godwie-Caſtle nicht ſo gelungen wie St. Roche iſt; aber, da ich ſo unglücklich bin, es nicht ſelbſt zeichnen zu können, muß ich ſchon mit dieſer theilweiſen Ausführung zufrieden ſein!

Bis zur letzten Woche war ich ſehr fleißig, aber ſeit acht Tagen bin ich wieder leidender; das Schreiben iſt mir verboten worden, und meine eigene Abſpannung willigt nur zu geneigt ein. Deſſenungeachtet bin ich mit dem, was ich beſaß, bis zum letzten Drittheil des zweiten Bandes vorgedrungen; Gott gebe ſeinen Segen! Jetzt, glaube ich, wird das Ganze „Thomas Thyrnau"

heißen, doch weiß ich es noch nicht gewiß; wir wollen es daher für uns behalten!

Gestern Abend ist meine geliebte Prinzeß zurückgekommen; mir ist schon wohler, wenn ich nur weiß, sie ist wieder da.

Berlin, den 20. Dezember 1841.

III.

(Leiden der Berühmtheit. Ein Urtheil über die Romane der Gräfin Hahn-Hahn. Geist ohne Gesinnung und daher ohne Sittlichkeit.)

Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahr, wofür ich Ihnen herzlichen Dank sage, erwiedere ich mit wahrem Antheil! Gesund am Körper sind Sie jetzt; ich wünsche Ihnen also ein muthiges Herz, ein Herz, welches die Hindernisse zu seinem Glücke zu besiegen beschließt und recht bald den Kampf beginnt und vollendet!

Gleich nach Weihnachten mußte ich wieder zehn Tage zu Bett liegen, und obwohl ich jetzt auf bin und gelegentlich ausfahre, leide ich doch oft so heftige Schmerzen, daß ich wohl fühle, mein Uebel würde bei der kleinsten Vernachläßigung zu der früheren Höhe steigen, ja vielleicht wird es mit dieser Vorsicht noch wachsen.

Meine Arbeit hat dann auch geruht, denn dieſe Schmerzen befangen den ganzen Zuſtand! Dennoch hoffe ich jetzt noch wieder anfangen zu können.

Geſtern bekam ich einen Brief aus Hamburg, worin mir mitgetheilt ward, Gutzkow ſchriebe drei weibliche Portraits; das der Prinzeß von Sachſen, das Meinige und das einer dritten Dame, deren Name mir nicht genannt ward, aber mit ſtarken Ausdrücken bezeichnet ward. Dieſer Brief erklärte ſich mit großer Heftigkeit gegen ein ſolches Unternehmen, fand beſonders die Geſellſchaft jener Ungenannten ungeziemend für mich, und verrieth Pläne, dagegen aufzutreten. Ich ſollte nun Nachricht geben, ob mich Gutzkow kenne. So wahrhaft unangenehm mir dies Unternehmen wäre, bin ich doch mehr beſchwichtigend eingeſchritten. Wenn ein Proteſt gegen das Unternehmen nicht in ſehr würdiger Haltung abgefaßt iſt, würde ich durch ein Gezänk, was entſtehen könnte, immer tiefer verletzt werden. Ich bat, mir den Namen der dritten Dame zu nennen, verſicherte, von Herrn Gutzkow nicht gekannt zu ſein, frug an, ob die beiden Portraits zu Gunſten dieſer dritten Ungenannten etwa Pasquills ſein ſollten, was mir aus dem großen Zorn hervorzugehen ſchien, und erwarte nun die Antwort, hoffend, durch meine Vorſtellungen eine ruhigere Beobachtung bewirkt zu haben. Die Antwort theile ich Ihnen mit, doch for-

ſchen Sie Ihrerſeits ein wenig, verſchweigen Sie aber, daß ich Ihnen dies mittheilte.

In dem Fall, daß Gutzkow dies wirklich thut, möchte ich an Laube ſchreiben, ihm das alleinige Recht zugeſtehen, eine ſolche Skizze von mir zu entwerfen und dabei jetzt gleich öffentlich zu erklären, daß er allein mit dem Material dazu und meiner Erlaubniß ausgeſtattet worden ſei und zur gelegenen Zeit damit hervortreten werde. Darin läge ein Negiren des Gutzkow'ſchen. Dies Ereigniß ſtellt heraus, was ich mir noch immer verleugnete, in der dünkelvollen Hoffnung, man werde mich nicht öffentlicher machen, als ich es ſelbſt wollte, nämlich: daß es klüger geweſen wäre, in Laube's geſchickte Hände damals die Conceſſion zu dieſer Skizze zu geben, als ſie jetzt gewaltſam gegen meinen Willen in vielleicht böswilliger Form erſcheinen zu ſehen.

Wäre die Prinzeß Amalie nicht in Italien, würde ich ihr ſchreiben; ſie hätte es ſich vielleicht verbitten laſſen können, und für mich mit.

Von den Sachen der Gräfin Hahn-Hahn habe ich Mehreres geleſen, auch Fauſtine. Sie fordern mein Urtheil; wiſſen Sie es nicht ſchon?

Das ſind für mich liederliche Bücher! Gewiß hat ſie Geiſt, aber keine Geſinnung! Erfahrung, Beobachtung auf dem ſchmutzigſten Terrain; Redefluß und Gewandtheit des Stils, aber Halbheit der Gedanken, halbe

Wahrheiten, halbe Anſchauungen! Sie iſt das Produkt der traurigſten Richtung unſerer Zeit; von einer ſelbſt bereiteten ſchiefen Stellung aus ſieht ſie das ganze Leben ſo verſchoben, daß ihr nichts wie der Ueberdruß bleibt und die ironiſirende Herbigkeit, mit der ſie alle Zuſtände zubereitet, daß ſie ihr dann unterliegen müſſen. Sie hat kein äſthetiſches Bedürfniß, kein religiöſes, kein ſittliches — darum ſucht ſie es in der ganzen Welt zu negiren, ſie möchte der deutſche George Sand ſein und verſucht wenigſtens ihre Schriften und ihre Perſon unſerm Geſchlechte unzugänglich zu machen. Bei Vittoria Accorombona mußte man mir hinterher erſt ſagen, daß es Ungeziemendes enthielte; dieſe grobe Sinnlichkeit war an mir abgeglitten, ohne ſich in mein Verſtändniß einzuſchleichen; bei den Büchern der Hahn-Hahn fühle ich es gleich und trage den Ekel bei mir, ſo lange ich dabei bleibe. Es iſt bei ihr keine Naturerſcheinung, die ihre Unſchuld und Geltung haben kann; es iſt bei ihr eine brutale Anerkennung der Ausartung, wie ſie die Seele beſchmutzt — und bei einer Frau welche unnatürliche Bravade!

Ich halte ihre Bücher für gefährlich; es iſt ein wildes Waſſer, das ſchillernd daherſprudelt, zerriſſene Blumen, leere Muſcheln und Steine, vom Getriebe polirt, mit ſich führt und die Aufmerkſamkeit feſſelt, aber den Boden aushöhlt und nicht geleitet werden kann,

um zu einem reinen Spiegel zu werden. Sie nimmt immer einen ungeheuren Anlauf, aber darum nenne ich ihre Bücher auch liederlich, weil sie nachher sich wenig um die Entwickelung bekümmert und fast mit Ueberdruß Alles werden läßt, wie es will; dabei müssen ihr, trotz des Mangels aller Veranlassung, die Menschen thun, was sie sich vorgesetzt hatte, obwol es später fast unmöglich ist durch die liederliche Vernachlässigung der Arbeit.

Ich bin Ihnen wohl nicht zu streng; doch bitte ich, behalten Sie es für sich, ich könnte leicht verkannt werden; das wird nicht Ihr Fall sein, darum schrieb ich es nieder, wie ich es meine. Mündlich bin ich zurückhaltend darüber; schriebe ich nicht selbst, würde ich mich deutlicher erklären; aber gestehen Sie es: Viele würden blos das Urtheil der Schriftstellerin darin erkennen.

Berlin, den 17. Januar 1842.

IV.

(Urtheil über den Charakter des neuen Romans. Tieck. Eine Bemerkung über Mundt's: Th. Münzer.)

Ich verlasse mich immer darauf, daß wenn ich Ihnen endlich sagen kann: ich schreibe! Sie mir gern die Unterlassung einer Antwort verzeihen.

Ich war doch nur ſo krank, daß ich nicht am Schreiben verhindert ward; auf dies Maß kommt es aber an; werden die Schmerzen zu ſtark, dann zerſtreuen ſie mich oder ermüden mich zu ſehr. In der letzten Zeit ließen ſie ſich bändigen, ſie gingen gezähmt nebenher.

Das Buch in ſeiner Entſtehung macht einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Ich möchte ſagen, es iſt ein ſchweres Buch, es iſt ſpröde und verlangt mich immer ganz; ich ſehne mich oft darüber hinaus, nach Waldesgrün, nach Träumen, nach Poeſie! Ich baue diesmal mit Steinen; mich friert dabei. Gewiß iſt es, daß ich immer das wenigſte Urtheil darüber habe; das zeigt alle frühere Erfahrung!

Das aber glaube ich: es wird ein tüchtiges Portrait von Maria Thereſia, und es kommt viel mehr von ihr darin vor, als ich anfänglich dachte.

Daß Tieck meiner freundlich gedachte, freut mich; ich muß auch ſagen, daß mir ſehr wohl mit ihm war, und ich freute mich, daß ich ihn nur lieber bekam, juſt wo ich wußte, ſein Urtheil ſei mir nicht günſtig geweſen.

Immer ſchon hatte ich das an mir wahrgenommen, daß die Perſon ſich gar nicht dadurch für mich veränderte, ob ſie mich tadle oder lobe; aber immer nehme ich es wieder gern wahr!

Ich bin jetzt bei der wichtigſten Partie des Buches; danach werde ich erſt beſtimmen, ob es Thomas Thyr-

nau heißen ſoll. Angenehm iſt es mir nicht, daß Mundt eben einen Thomas Münzer herausgegeben hat; aber das Buch iſt ſehr bedeutend; leſen Sie es ja, wenn es noch nicht geſchehen iſt; der Anfang wie poetiſch, dann die Geſchichte ſo gewaltig aufgefaßt; was ich am meiſten bewundere, iſt die reine Objectivität.

Ich habe den größten Reſpekt vor Mundt bekommen.

Berlin, den 11. März 1842.

V.

(Der Titel des neuen Romans. Das Bild Maria Thereſias. Ein Beſuch Laubes.)

Jetzt rechne ich mit Sicherheit darauf, daß Ihnen mein ſparſames Schreiben nicht mehr auffallend iſt und Sie es ſich gefallen laſſen, um des Hinderniſſes willen.

Ich mußte durchaus mit dem dritten Theil erſt auf einen gewiſſen Punkt gekommen ſein, ehe ich die Feder zu etwas Anderem gebrauchen konnte.

Dieſer Moment war in der vorigen Woche erreicht, ich habe das Buch danach „Thomas Thyrnau" gekauft und wollte Ihnen das gleich ſchreiben; aber noch dringender ſtellte ſich die Arbeit heraus, die Veränderungen im zweiten Theil vorzunehmen, die erſt mit Beendigung des vorerwähnten Momentes im dritten Theil vollſtändig

auszuführen waren; da ich nun bis dahin das Fortſetzen der Abſchrift aufhalten mußte, drängte dieſe Arbeit die brieflichen Mittheilungen wieder zurück.

Bis auf wenige Bogen bin ich auch mit dieſer Arbeit fertig und glaube nun um ſo eher mir das Vergnügen dieſes Briefes erlauben zu dürfen, als geſtern Ihre zweite ſo erfreuliche Sendung es mir doppelt wünſchenswerth machte, Ihnen auf Alles, was Sie auch intereſſirt, zu antworten.

Ihrem Vorſchlag, Ihnen zum Druck die Theile des Thomas Thyrnau, wie ſie fertig werden, zu ſenden, widerſtrebt viel in mir, obwohl ich es Ihnen noch nicht abſchlagen will. Es iſt etwas gegen meine Gewiſſenhaftigkeit! es hat etwas Uebermüthiges, Gewagtes, und weniger wie St. Roche und Godwie-Caſtle berechtigt mich dies wunderliche Buch dazu, vor dem ich ſo oft verſchüchtert inne halte, nicht recht wiſſend, wohin es wollen wird!

Es iſt plötzlich Etwas emporgeſtiegen, was einen Rückblick nöthig macht und zweimal ſchon im erſten und zweiten Theil eine Correktur veranlaßte. Denken Sie, wenn ähnliche Erfahrungen ſich bis zu Ende des Buches wiederholten und die Preſſe mir dann meine Gewalt über das Ganze entzöge! Welche Vorwürfe würde ich mir machen, und wie würde mich das um meine ganze Selbſtbefriedigung bringen, mit der — ich leugne es

nicht — ich immer anfangen muß, um die Ruhe der Seele zu behalten, die mich gegen das Verhältniß zum Publikum ſpäter ſichert.

Dies voran geſendet mit der Offenheit, die Sie ſicher nicht mißverſtehen, will ich doch Ihren Wunſch behalten und damit ein leiſes Drängen bewirken, ſo daß vielleicht ſich doch etwas Förderndes ergiebt. Z. B. dachte ich Ihnen vielleicht recht bald den erſten Theil zur Korrektur an den unbekannten Gehilfen zu ſenden, deſſen Beiſtand ich nicht entbehren will, obwohl wir oft verſchiedener Meinung ſind, was unſer gutes Verſtändniß nicht aufgehoben hat.

Wenn er den ganzen erſten Theil durchgeſehen hat, ſenden Sie ihn zurück; dann ſchicke ich den zweiten, und ſo fort. Vielleicht leſen Sie ihn dann, und dies iſt mein Wunſch und auch wieder nicht; ich möchte, Sie läſen es in einem Guß; ich erinnere mich auch, daß Sie ſelbſt erklärten, jedes Buch lieber gedruckt leſen zu mögen; und doch würde mir Ihr Urtheil ſo viel ſein! — Ich kann Ihnen ſagen, daß ſeit einiger Zeit, wo das Ganze ſich innerlich mehr befriedigt und ſchon die Nothwendigkeit der Anlagen, die oft gegen meine Neigung ihr Recht forderten, ſich beweiſt, ein wärmeres Verhältniß zu dem Ganzen in mir entſteht; und noch mehr geſtehe ich Ihnen, ich denke, es dürfte eben ſo gut Maria Thereſia heißen; denn der habe ich, weiß Gott! mein Herzblut eingeflößt!

Wegen Thomas Münzer war ich überdies mit meinem ſo ähnlichen Titel „Thomas Thyrnau“ ganz verlegen, aber der alte Thomas Thyrnau iſt werth, daß ich es nach ihm nenne, und unmöglich konnte ich ihm auch nur den Vornamen ändern; ich glaube, er wäre mir erſchienen. Scheint es Ihnen aber auch bedenklich, ſo ſchreiben Sie es mir doch, wir wollen es dann in Ueberlegung nehmen. Maria Thereſia will ich es aber doch nicht nennen, trotz meiner obigen Aeußerung.

Ich komme auf eine Vergleichung, die man aus Anlaß der ähnlich lautenden Titel zweier Romane zwiſchen Mundt und mir angeſtellt hat.

Wenn es wahr ſein kann, daß Mundt meine Gegenſtände nicht glücklicher behandeln würde, als ich, würde ich dagegen im Stande ſein, ein ſo energiſches Volksleben darzuſtellen, als es Mundt gethan?

Wer das Feld, welches er wählt, glücklich beherrſcht, hat dem ſich gleichgeſtellt, der das auch that, wenn auch Beide in verſchiedenen Gegenden lagen.

Man ſagte mir letzthin, daß in den höheren Kreiſen Wiens ein großer Antheil für dies neue Buch erregt ſei, da ſich das Gerücht bereits verbreitet habe, es enthalte viel von Maria Thereſia. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß dies durch Gräfin Eſterhazi entſtanden iſt, die große Zuneigung zu mir in Warmbrunn faßte und die ich ein wenig über Notizen ausforſchte.

Sie ſchwärmte für den Gedanken, etwas von dieſer Kaiſerin leſen zu können. Sie haben freilich wenig genug von ihr und ſtecken doch Alle voll naiver, ſüddeutſcher Neugier!

Laube brachte mir geſtern Morgen ſeine Frau; es war eine intereſſante Stunde! Sie gefielen mir Beide ſehr wohl. Seine Art und Weiſe mit mir würde Sie durchaus befriedigt haben; ſie hatte etwas Edles, Zutrauungsvolles, faſt Ehrerbietiges! Er hat eine geiſtvolle Art zu fragen, zu hören; er regte mich an, ich fühlte das Verſtändniß eines bedeutenden Geiſtes. Sein Aeußeres kennen Sie; aber er hat Etwas, was mir ſo weſentlich iſt — er hat ein herrliches Organ!

Gewiß iſt ſeine liebenswürdige, feine Frau, die geiſtvoll und gut erſcheint, ſeine Retterin geworden; ich muß gut von ihm denken, das hat er gewiß gefühlt, und es trat das, was ich annehmen mußte, deſto leichter hervor. Ich habe ein Bedürfniß, das Gute anzunehmen; ſonderbar, daß ich, und mein Bruder auch, immer zu den guten Seiten der Menſchen gelangen; das beſtärkt meinen Glauben, daß wir das Herz anrufen müſſen; ſelten bleibt dann die Antwort aus; ſollte es auch mit einem kleinen Schreck erſt erwachen müſſen, es iſt oft deſto friſcher!

Er hat mir ein ſchönes Zeugniß gegeben. St. Roche iſt ihm noch lieber als Godwie-Caſtle; um es ſchreiben

zu können, ſagte er, dazu gehöre eine ſo ſeltene Vereinigung von Eigenſchaften, daß er ſie für unmöglich gehalten haben würde. Noch viel ſehr Ehrenvolles fügte er hinzu, ich kann aber doch nicht Alles ſchreiben. Zuletzt frug er nach Maria Nadaſti, — Sie hatten ihm davon geſagt; — endlich bat er mich darum, um ſie mit nach Muskau zum Fürſten Pückler nehmen und ſie ihm mittheilen zu dürfen (ſie gingen dahin); das habe ich unter der Bedingung erlaubt, daß er mir offen und ehrlich ſeine Meinung ſchreibt und auch die des Fürſten! Beides freut mich! Der Beſuch machte mich recht heiter.

Monaldeſchi ſah ich noch nicht und las ihn auch nicht; er iſt hier ſchlecht gegeben worden, das hatte Laube verſtimmt.

Berlin, den 10. April 1842.

VI.

(Ueber Umfang und Druck des neuen Romans.)

Sie, mein erſtes Publikum, haben mir durch Ihre Freude, durch Ihre Theilnahme großes Vergnügen gemacht.

Wie leſen Sie, wie verſtehen Sie! Es iſt eine der größten Befriedigungen, einem ſo gebildeten, ſo wohl-

wollenden Urtheil gegenüber zu ſtehen, vor ihm zuerſt das geheimnißvolle Schaffen dieſes inneren Triebes zu entfalten. Haben Sie Dank, herzlichen Dank! daß Sie es mir zugleich ſo geiſtvoll und belebt ausſprechen.

Ihre Meinung über die Ausdehnung des Buches bis zum vierten Theil iſt oft meine eigene geweſen; jetzt glaube ich es nicht mehr, obwohl der Stoff ſich noch nicht erſchöpft zeigt zur Mitte des dritten Theils. Ich fand die Aeußerung von Ihnen ſehr liebenswürdig, wär' ich nur erſt zurück und ſchriebe weiter!

Auch daß Sie gleich mit dem Druck beginnen wollen, erſchreckt mich etwas; ſchreiben Sie mir doch darüber ein Paar Worte, denn es ſieht Ihnen doch gar nicht ähnlich, daß Sie die beiden erſten Theile früher ausgeben wollen; ich erkenne es als einen Nachtheil für den Eindruck, aber wahrſcheinlich glauben Sie, ich komme dagegen ſo weit, daß die Arbeit dann ohne Störung blos fortgeſetzt wird, und ich hoffe das auch.

Möchte Ihre gütige Ankündigung doch Wahrheit werden! Wie ich den Titel gedruckt las, ward ich ganz roth vor Schreck; es iſt ſo wunderlich dieſer erſte Schritt der Emancipation, wenn das Buch ſo vor uns ſteht mit ſeinen eigenen Namen, ſeinem Schickſal verfallen, von uns ſelbſt losgelöſt.

Es freute mich auch, daß Sie meinen, ich hätte die Kloſterſcene irgend woher entlehnt, da ich ſie doch bloß

erfunden habe; auch was Sie über die ganz andere Gestaltung des deutschen Hofes sagen, ist so fein bemerkt, und so richtig!

Berlin, den 19. Juni 1842.

VII.

(Badeleben. Schlesische Freundlichkeit. Briefwechsel mit Braniß. Demüthige Ergebung in den Willen Gottes.)

Es hat recht an meinem Gewissen gerührt, daß ich Ihnen auf die letzten Zeichen Ihrer immer gleichen liebenswürdigen Güte gegen mich nicht so, wie ich es wünschte und vor hatte, in der ersten Stunde geantwortet.

Ich will mein Unrecht nicht durch eine leere Entschuldigung vergrößern, ich denke immer, die Nachsicht des Anderen wird leichter erreicht, und lieber gewährt als freie Gabe, denn als eine halb und halb uns zukommende Verbindlichkeit; nur daß will ich sagen, daß es nur die gewöhnlichen, kleinen, dummen Abhaltungen waren, und diesmal nicht meiner Gesundheit, wie niemals meinen Gesinnungen, daran Antheil zuzuschreiben ist.

Bei aller Zurückhaltung ist der liebenswürdigen schlesischen Güte, die mich ganz bezaubert, doch nicht

immer zu widerſtehn, und ſie ſchreitet dann in die ohnedies ſchwere Tageseintheilung eines Badelebens ein; vorzüglich raubt mir aber ein ausführliches Tagebuch an meinen Bruder, dem ich wöchentlich zwölf bis ſechszehn Seiten einſchicke, die übrige Zeit und macht mich ſchreibemüde.

Diesmal nehme ich auch die Douche, und bin ſeit deren Gebrauch etwas leidender wegen erregter Schmerzen. Möge doch Gott mir ſeinen Segen geben, daß ich mit friſchen Kräften zurückkehre und dann das Ende von Thomas Thyrnau, wie es vor meiner Seele ſteht, niederſchreiben kann!

Gegen Anfang Auguſt kehrt mein lieber Bruder hier ein, das iſt der Sonnenſtrahl, auf den ich warte; ohne ihn iſt es grauer Himmel und ich fröſtle.

Vielen herzlichen Dank für Ihre ſchöne Sendung. Es rührte mich ſo, daß Sie daran gedacht hatten, mich hier gleich zu erfreuen. Wann werde ich aber zum Leſen kommen? Dennoch fing ich gleich das Werk von Braniß an (Geſchichte der Philoſophie); aber iſt ein Leſen, wie es hier allein möglich iſt, abgebrochen, zerſtreut, oder in großer Abſpannung, einem ſolchen Werke gegenüber erlaubt? Schon dies Wenige hat mich durch ſeine Verſtändlichkeit und Klarheit angeſprochen, und ich habe mir vorgenommen, wenn Thomas Thyrnau erſt vollendet in Ihre Hände übergegangen iſt, dann dieſe Lectüre

als meine Beſchäftigung in die erſten Reihen treten zu laſſen! —

Sie wiſſen jetzt, daß dieſer ausgezeichnete Mann, dieſer Braniß, mir geſchrieben hat — und wie! — Sie werden nun ſein Urtheil kennen! Vielleicht ließ er Sie ſeinen herrlichen Brief leſen. Welch eine mächtige, geiſtige Anregung! welch Verſtändniß entwickelnd, welche Glückſeligkeit gebend! Ich habe ihm gleich, im ſelben Augenblick geantwortet; Sie werden das Alles wiſſen; ich mußte immer vorzüglich an Sie denken, wie Sie es mir gönnen, wie Sie ſich freuen würden. Wie oft ich den Brief ſchon geleſen, weiß ich gar nicht; nur eine Stelle verſtehe ich nicht ganz, und wie regt ſo Etwas den Wunſch einer weiteren, dauernden Verbindung an!

Sie glauben nicht, wie mich die erſten gedruckten Bogen von Thomas Thyrnau, die ich vorgeſtern Abend empfing, bewegten. Der Rubicon iſt überſchritten! welch ein tiefes Nachdenken bewegt mich dann! Bald iſt es verbreitet, und ſein Einfluß und ſein Schickſal nicht mehr aufzuhalten.

Es iſt ſo viel, was Sie, was Braniß und die Wenigen, die es kennen, mir ſagen; laſſen Sie mich aber geſtehen, es hälfe mir Alles nichts, wenn ich nicht durch Gottes Willen ein ſtilles, ruhiges Verhältniß zu dem Werke hätte, eine Begründung in Gottes Willen, ſo daß mir dieſe Schöpfung wieder als ein unergründ-

liches Geheimniß entgegentritt, welchem ich demüthig zuſchaue, bei dem Gedanken, daß ich es gerade bin, die dazu auserſehen war! — Mein ganzes Leben erſcheint mir nun wie eine Vorbereitung zu dieſem Werke; ich verſtehe Alles, meine Schmerzen, mein Glück, und es ſcheint mir die höchſte Staffel ſeiner Gnade, daß ich zu dieſem Verſtändniß gelange.

Warmbrunn, den 28. Juli 1842.

VIII.

(Die Aufregung, welche die Ankündigung des neuen Romans hervorgerufen hat. Perſönliche Bekanntſchaft mit Braniß und Graf Dyhrn.)

Mein erſtes Geſchäft hier in Berlin, wohin ich ſeit dem 18. Auguſt zurückgekehrt bin, iſt das Collationiren des indeſſen abgeſchriebenen, noch reſtirenden dritten Theils geweſen, welchen ich Ihnen nun heute zur Durchſicht an den Korrektor, und zu Ihrer und des verehrten Dr. Braniß Anſicht überſende.

Zum Troſte will ich hinzufügen, daß ich gleichzeitig den Anfang gemacht habe, das Manuſcript fortzuführen, und mich ihm gegenüber wieder in erwünſchter Ruhe fühle, unberührt von Drucken, Ankündigen, Fragen und Erwarten, als ob es bloß eine Handarbeit zu meinem Vergnügen wäre!

Und das ist mir um so erwünschter, da Sie kaum eine Idee haben von der Aufregung, mit der das Buch erwartet wird, so daß mich zu Anfang eine Art Grauen befiel vor der Unruhe, die damit herandrang, und ein ängstliches Beschauen meiner selbst, wie ich es doch machen würde, um das Alles hinter mir zu lassen!

Daß Sie Beide nun diesmal das Manuscript lesen — ich meine Sie und Braniß — ist auch eine wahre Fügung. Sie sind Beide günstig dafür gesinnt und das hält den sonst vielleicht, und gerade um der allgemeinen Erwartung gesteigerten Zweifel gebannt, giebt eine mäßige Ruhe, und läßt mich sogar oft von Hoffnung oder Freude bewegt werden. Lieber Freund! was werden wir doch erleben? Es wird eine recht interessante Zeit sein!

Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich Ihnen nicht schreiben, was ich Prof. Braniß gern selbst sagen wollte; er theilt es Ihnen wohl mit. Seine persönliche Bekanntschaft war mir unschätzbar!

Ihre Frage, wie es mir geht, die ich voraussetze, werde ich mit den Worten der Prinzessin aus dem Tasso beantworten: ich bin gesund, d. h. ich bin nicht krank!

Ueber Graf Dyhrn schreibe ich Ihnen ein ander mal mehr. Er ist viel zu bedeutend, um nach flüchtiger Bekanntschaft mit ihm abschließen zu wollen; seine gefühlvolle Gutmüthigkeit, die unter den Blitzen von Witz und

Humor als Grundton liegt, iſt mir ſehr anziehend geweſen, aber mit dem Witz benehme ich mich ſtets ſchlecht, ich habe ihn ſelbſt gar nicht.

Leben Sie heut wohl! und ſchreiben Sie mir recht bald, wenn Sie geleſen haben.

Berlin, den 1. September 1842.

IX.

(Selbſt-Kritik und Rechtfertigung.)

In wie guten Händen bin ich! Das war mein erſtes freudiges Gefühl, als ich Ihren Brief durchleſen!

In Ihnen dies ſchöne, feſte Vertrauen, in meinem edlen, neuen Freunde Braniß dies rührende Mißtrauen, dieſe wahrhafte Theilnahme, die bis zur Sorge ſteigt!

Ich hätte auf der Stelle Ihnen beiden ſchreiben mögen; mein Hang zur Geſchäftsordnung ſiegte aber, beſonders da die Nacht dazwiſchen lag, und ich ſah nun erſt das Manuſcript durch, um Alles recht ſchnell zurück in Ihre Hände zu liefern.

Ihnen Beiden alſo danke ich aufs Tiefſtempfundenſte, und nun will ich offen und redlich, wie ich es ſolchem Antheil ſchuldig bin, antworten. — Möchte es Ihr wohlwollendes Mißtrauen beruhigen und Ihr eben ſo wohlwollendes Vertrauen ſtützen!

Als ich Ihren Brief weglegte, empfand ich auch nicht die geringſte Beunruhigung oder Kränkung.

So geht es mir, ſo rieſelt das Lob oft von mir ab, wie von einer gefrorenen Fläche; ſo ruhig läßt mich der Einwand, wenn ich eine andere Beruhigung in mir trage!

Ich ſtehe jetzt vor Thomas Thyrnau, wie der Landmann vor einem Felde, das er mit Fleiß bearbeitet hat und von dem er nun erntet! Kein Zweifel iſt in mir, daß ich, ſo wie ich angefangen, mit der Senſe vordringend, den letzten Halm einbringen werde!

Der ganze Inhalt des Buches, alle dieſe Menſchen, die nun zu ſelbſtſtändiger Gewalt gelangt ſind, ſtehen auf das Innigſte mit mir befreundet da. Sie fordern von mir die Erledigung ihrer Angelegenheiten, und durchdrungen von der Pflicht, ihren Anſprüchen gerecht zu werden, fühle ich eine mein tiefſtes Leben durchdringende Thätigkeit und Freude in mir, und wo ich mich hinwende, und mögen die Schwierigkeiten noch ſo hoch aufgeſchichtet liegen; es fließt mir die Kraft zu des Angreifens und Ebnens! —

Natürlich lebe ich von einem gewiſſen Moment an, der jetzt bald eintreten wird, nicht mehr Tag um Tag, Jahr um Jahr mit ihnen, aber deſſen freue ich mich auch; ich werde dann die Erzählung dahin gebracht haben, daß Jeder das Buch ſelber fertig ſchreiben könnte.

Dies wird, oder vielmehr, dies fängt bereits an, und mein beſtändig nach Conſequenz ſchmachtender Geiſt badet ſich in der Luft, allen Zuſtänden von Innen heraus zu ihrem Recht zu verhelfen.

Dies Ende, welches in goldener Kapſel verſchloſſen vor mir lag, deren Inhalt ich nur ahnte, iſt nun geöffnet, und ich fühle, ich habe den Inhalt ſchon im Thurmzimmer der Kaiſerin bei der erſten Audienz mit Kaunitz gewußt.

O! laſſen Sie mir meinen Karlſtein unangerührt, meine liebe Sabbath-Ruhe; wie war ich ſo glücklich dabei! Wie nöthig wird dieſe Situation, da ſie ſo recht eigentlich das feine, wichtige Gemüthsleben meiner Hauptperſonen enthüllt, dieſe ungeheure Gewalt des Lebens, deren Einfluß die Menſchen durch tägliches Beiſammenſein in ländlicher Schönheit und Ruhe erfahren. Wie hätte den edelſten Naturen Lacy, Claudia und Magda Gefahr bereitet werden können, wie hätte denn der Erbprinz und Thereſe ſich beſſer, natürlicher finden ſollen, wie hätte Thyrnau ſeinen männlichfeſten, humoriſtiſchen Charakter beſſer fortſetzen können, da ihm billig nicht mehr Schickſale aufzubürden waren und ich in der Regel auch zu ſtolz bin gegen draſtiſche Effekte, da das, was hochgebildete Menſchen in dem leiſen, unſcheinbareren Gange des Lebens erfahren, daſſelbe bewirkt, und um ſo ergreifender! Dieſe poetiſche Ruhe war mir und

allen meinen Weſen nöthig; aber ſie war zugleich das Sommerleben meiner Zuſtände, die ſie im Sonnenſchein und in heiterer Luft ihrer Zeitigung entgegenführte!

O! wie vertheidige ich mich ſo keck! Aber was kann ich dafür! Das quillt mir hervor, wie auf höher Geheiß! Ja, ich möchte es Ihnen geſtehen: die Geiſter ſind herauf beſchworen, ſie haben Leben und ſelbſtſtändiges Bewußtſein bekommen; es iſt mir, als ſagte mir Thomas Thyrnau ſelbſt: „ſei ruhig! ich werde Dir ſchon weiter ſagen, wie es kommen muß!“

Was iſt in dieſer Zeit ſchon wieder abſolvirt; wie wächſt es täglich!

Seit der letzten Zeit ſchreibe ich alle Tage einen halben Druckbogen. Nächſtens bekommen Sie wieder mehr geſchickt! Um 9 Uhr gehe ich zu Bett, um 6 Uhr ſtehe ich wieder auf; alles Andere wird zurückgewieſen!

Berlin, den 14. September 1842.

X.

(Beendigung des Manuſcripts.)

Montag den 3. oder ſpäteſtens den 4. ſende ich das Ende ab. Den 28. September ſchrieb ich das verhängnißvolle Wörtchen von vier Buchſtaben unter das Manuſcript (Ende).

Nun ist es vollbracht! Mir ist es immer, als sähe ich den lieben Gott an, und müßte sagen: es ist ja Deine Sache so gut wie meine!

Daß mir der Trost fehlen muß, jetzt durch Ihr und Braniß Urtheil eine Richtung meiner Ansicht zu bekommen, ist fast hart! Wenn ich noch Zeit habe, richt' ich heut noch einige Zeilen an Letzteren.

Der Berliner Kalender enthält einige ganz unbedeutende Briefe während meines Aufenthalts am Rhein.

Ich habe nichts wieder davon gehört; mein Beitrag ist jedenfalls ganz unbedeutend, man wollte es nicht anders; ich sagte es ihnen vorher, daß ich mich nicht könnte stören lassen. Ich war ja mitten im Thomas Thyrnau drinn!

Berlin, den 1. Oktober 1842.

XI.

(Zartgefühl und Humor.)

Wissen Sie wohl, daß mich Ihr Freund Dyhrn nachträglich kränkt? Verrathen Sie ihm nicht meine Beschwerde, aber da Sie sein Freund sind — leiden Sie es nicht!

In Warmbrunn hatte ich lange mit ihm gestritten; er griff aber unser Staatsleben, unsere gesammten Zustände so hartnäckig an, daß mir plötzlich die Thränen aus den Augen stürzten und ich ihm gestand, es kränke mich unendlich tief.

Dessen ungeachtet lachte ich selbst über meine Thränen, und er benahm sich so gutmüthig dabei, daß wir ganz ruhig und versöhnt aus einander gingen; ich ließ mir aber die Hand von ihm geben, daß er nicht davon sprechen wollte.

Jetzt höre ich jedoch, daß er diese Geschichte, zu einem sehr lustigen Scherz umgestaltet, erzählt und mein weibliches Zartgefühl dabei wenig schont. Freilich wird, wer mich kennt, nicht glauben, daß ich meine Haltung dermaßen verlieren könne, um einem Manne zu einer Scene mit mir Veranlassung zu geben; aber schon der Gedanke daran empört mich. Er erzählt nämlich: „er habe Hilfe rufen müssen," und übertreibt so eine sehr unbedeutende Erschütterung einer Frau, die ihm vielleicht auch in dieser Bewegung noch hätte Achtung einflößen sollen, auf eine Weise, die zwar Jedem unwahrscheinlich sein wird, der mich kennt, aber bei Fremden ein recht unschickliches Ridicul auf mich bringt!

Ich weiß, daß Sie mich bereits hinreichend kennen und achten, um dies Verfahren zu mißbilligen, und ich lege daher in Ihre Hände, was Sie zweckmäßig halten,

dagegen zu thun; aber verflechten Sie mich nicht weiter hinein!

Der Humor ist eine gefährliche Eigenschaft, weil er dem Zartgefühl bei aller Güte und allem Verstande zuletzt Abbruch thut.

Berlin, im Oktober 1842.

XII.

(Was an Kunstwerken am Meisten geschätzt werden soll. Stimmung der Verfasserin dem vollendeten Roman gegenüber.)

Wenn ich an der Aufschrift erkenne, daß der Brief von Ihnen ist, habe ich jedesmal das Gefühl, als ob ein lieber Freund in die Thür einträte und mir gewiß wäre, von ihm nur befriedigende Nachrichten hören zu können!

Wie sehr war dies auch diesmal der Fall, und mit welcher Spannung sehe ich nun der Beendigung Ihrer Lectüre entgegen.

Es sagte mir kürzlich Jemand, an meinem Urtheil über Werke wäre wahrzunehmen, wie nur die Einheit des Ganzen, die Consequenz in der Composition meinen Beifall fände.

Ich mußte gestehen, daß dies richtig ist; ich muß sagen, daß es die geheime Sehnsucht für meine eigenen

Werke iſt, der ich mit allen Kräften entgegenringe. Dies ward mir zugeſtanden, und mit vielem Lobe.

Daher bin ich nicht eher ruhig, als bis das Ganze von Thomas Thyrnau in Sie übergegangen iſt! Sie finden immer das heraus und es berührt Sie ſelbſt lebhafter, was mir und dem kleinen Kreiſe bewährter Freunde auch lieb war oder anſprechend!

Mir ſtehn am Nächſten die beiden Fräulein K...., die Sie ſchon kennen, die ſich meine mütterliche Liebe gefallen laſſen und der alten Frau das Glück von Kindern geben. Sie waren geſtern bei mir, und wenn dann ein Brief von Ihnen kommt, iſt immer Freude, und der geſtrige erregte nun beſonderen Triumph, da Sie immer das erwähnen, was auch den lieben Kindern am Gelungenſten ſcheint! Sie werden nun im zweiten Theil noch manchen Stoßſeufzer herausfühlen, den mir die Zeit erpreßt und den ich nicht unrichtig der Maria Thereſien-Zeit unterlegen durfte, da ſie ebenfalls an die Spitze der Zuſtände trat und nicht verſtanden ward, weil ſie in das gewohnte Räderwerk eingriff, und dieſelbe Urſache zu allen Zeiten bei denſelben Ständen dieſelbe Oppoſition erregt hat.

Ich mußte lachen, als ich Ihre Vertheidigung des guten Grafen Conrad Dyhrn las, denn mein Unmuth hat kein langes Leben in mir; ſollten wir wohl nicht Alle alt genug ſein, um zu wiſſen, daß man eine Sache

nicht mehr verſchweigt, die man mindeſtens vier Perſonen mittheilt? Laſſen wir das jetzt! ich bin keine Prüde, ſondern habe ein etwas ſtolzes, weibliches Vertrauen, daß mir im Umgange mit Männern nichts Ungehöriges begegnen könne. Als ich ſechszehn Jahr alt war, ſagten meine jungen Freunde immer von mir, ich ginge auf dem Cothurn; etwas, glaube ich, iſt der fünfzigjährigen Frau davon noch geblieben, und eine Scene mit einem Manne, wobei ich mich ſo müßte vergeſſen haben, daß dieſem angſt und bange ward, geſtehen Sie — es hat Etwas, was ein falſches Licht auf mich wirft.

Sie glauben nicht, wie groß die Spannung hier in Berlin auf Thomas Thyrnau iſt; ſelbſt den König darf ich nicht ausſchließen — und meine Freunde glauben alle Ehre für mich ſo ſicher zu haben, daß ich mich entſetze. — Meine eigene Stimmung iſt ſo unbeſchreiblich ruhig, daß ich hoffe, ſie bleibt ſo; ſtumm und träumeriſch ſtehe ich wie gewöhnlich vor dem vollendeten Werke und weiß nicht, was darin ſteht, wie es zuſammenhängt, ob ich oder ein Anderer es geſchrieben!

So war es bei St. Roche auch; das wird wohl hinzugehören! Ich bitte nur Gott, daß er mich nicht weltlich verſtricken läßt, daß nicht der unwürdige Aerger oder eine Kränkung Gewalt über mich bekomme; ich möchte gern ſtill bleiben, damit die Freude Platz hätte,

die nicht Hochmuth, nicht Dünkel iſt, die darum Freude iſt, weil ſie nichts Höheres in uns angreift.

Warten wir es ab; wir müſſen lernen bis zum Grabe; auch hierbei werde ich meine Aufgabe bekommen; Gott wolle, daß ich ſie verſtehe und löſe!

Berlin, den 24. Oktober 1842.

XIII.

(Die Aufnahme des neuen Romans. Eine Aeußerung des Königs. Leiden der Berühmtheit.)

Auf einen ſo lieben bedeutenden Brief konnten Sie wohl früher eine Antwort erwarten, beſonders da ich ſeitdem den zweiten, und damit auch zwei bedeutende Recenſionen von Fremden, erhalten habe. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich meine ſämmtliche Correſpondenz ſo vernachläſſigt hatte, daß ich jetzt einige vierzig Briefe geſchrieben habe, ſo werden Sie vielleicht mit meinem Fehler etwas nachſichtig, und begreifen die eintretende Abſpannung, in der ich Ihnen am Wenigſten eine Antwort ſchreiben mochte.

Alles, was Sie mir über Thomas Thyrnau geſchrieben haben, trifft meiner Empfindung nach das Haupt-

ſächliche; was mir am Liebſten war, iſt es Ihnen auch und Sie haben die Theilnahme daran und den Geiſt, es erklärend auszuſprechen, der mir am Wohlſten thut!

Die kurze, ſchöne Recenſion mit R. B. unterzeichnet hat Spiecker in ſeine Zeitung aufgenommen; ich war ſehr damit zufrieden, denn ich fand ſie ſehr fein und geiſtvoll und möchte gern wiſſen, von wem ſie ſei. Die Erſte, die viel ausführlicher iſt, muß gleichfalls ſehr befriedigend genannt werden, wenn die zweite auch noch geiſtreicher iſt; wenn mich Alle ſo gut behandeln, bin ich hoch begnadigt zu nennen!

Ueber den Eindruck, den nach der kurzen Zeit ſeines Circulirens der Thomas Thyrnau macht, kann ich Ihnen, was bis zu mir gelangt, nur Günſtiges melden. Die Beſten, von denen es mir am Wichtigſten iſt, ſind in einem ſo hohen Grade befriedigt, ſuchen mich mit ihrem Urtheil darüber ſo gefliſſentlich auf, ſprechen ſich ſo gründlich, ſo an Vielem haftend, aus, daß ich damit allein ſchon genug hätte.

Der König hat meine Sendung ſehr gnädig aufgenommen; er ſagte zu meinem Bruder, er ſolle mir recht herzlich dafür danken: meinen Brief werde er ſich vorn hinter dem Titelblatte einbinden laſſen; „das iſt ja eine wahre Fundgrube“ ſetzte er hinzu!

Jetzt wird es geleſen des Abends in Gegenwart des

kleinen Hofstaates und, wie ich höre, mit großem Interesse.

Wenn ich nur einen recht schönen, neuen Stoff hätte; ich habe recht das Gefühl, diesmal ist meine Produktionskraft noch nicht erschöpft; ich möchte was Neues anfangen, aber der Stoff fehlt mir, und ich bin so schwierig darin; springt mir nicht das Erfassen entgegen, erklärt es sich nicht selbst für mein Eigenthum, so ist es ganz vergeblich, daß mir seine Annahme für passend erklärt wird. Denken Sie einmal ein wenig nach! An die Holländischen Zustände denke ich zuweilen; ich muß Häuslichkeit darein verweben können, ich habe ein glückliches Ende nöthig!

Man bringt mich fast um mit Journal-Anliegen — Novellen, Briefen, Biographien, meinem Portrait. Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle diese Dinge steigt. Ich schreibe mit zusammengebissenen Zähnen so höfliche Briefe, daß mich gewiß keiner wieder darum angeht; dabei ist es immer die Wahrheit, denn ich kann keine Novellen schreiben und bin keine privilegirte Person, die ihre Memoiren und ihr Portrait in allen Cafés herumtreiben lassen mag.

Mein Bruder ist immer wüthend, ich blos höflich; eine Frau hat keine andere Waffe!

Ich habe Tieck mein Buch geschickt; er hat mir

eigenhändig sogleich und mit natürlichem Wohlwollen geantwortet, mit der Zusage, es gleich zu lesen und dann mit mir darüber zu sprechen.

Was Ihnen zukommt von Recensionen und Urtheilen, geben Sie mir wieder; ich habe großes Interesse daran und kann mich doch nicht entschließen, danach zu jagen; lebendig wird es mir erst wieder durch das, was ich darüber höre; es ist merkwürdig todt bis dahin in mir!

Ich muß mich oft besinnen, daß es von mir ist, wovon die Leute reden, denn ich möchte gern mitreden ganz unbefangen; wer würde das aber verstehen!

Berlin, den 23. November 1842.

XIV.

(Thyrnomanie.)

Was ich auch bis jetzt bei St. Roche und Godwie-Castle erlebt habe, es wird Alles übertroffen von der Auszeichnung, womit Thyrnau aufgenommen wird.

An der Spitze steht unser König, die Königin, der ganze Hof. Der König redet alle Menschen an, ob sie Thyrnau gelesen; dann äußert er sich in wahrem En-

thuſiasmus; in Charlottenburg nennen ſie ſich (der Hof iſt nämlich noch dort) von der Thyrnomanie befallen.

Der König läßt vier Bilder aus Thomas Thyrnau in Aquarell für das Album der Königin zu Weihnachten malen; 1. Tein, 2. Morani, 3. das Aeußere, 4. das Innere des Dohlenneſtes.

Er ließ mich bitten, die Arbeiten zu leiten, und das hat große Mühe gekoſtet; aber Sie können denken, wie gern ich ſie übernahm!

Geſtern bekam ich von einem vornehmen Oeſterreicher einen Brief, voll der enthuſiaſtiſchten Freude über die Kaiſerin, der ſeine Familie viel dankt.

Da ich ausgehe, ſo werde ich damit in jeder Geſellſchaft empfangen; auch die Perſonen, die ſich noch früher zurückhielten, treten mir jetzt offen entgegen und drücken mir ihren Beifall aus!

Sie können denken, daß mich dieſer Erfolg überraſcht, da Sie wiſſen, wie wenig Vertrauen ich dazu hatte!

Denke ich nun an ein neues Werk, ſo glaube ich gleich: das wird aber nicht ſo gut werden! So wird es alſo wohl meine Eigenthümlichkeit ſein und ich werde nicht davon loskommen.

Den Januar 1840 iſt Thomas Thyrnau angefangen worden; von Oktober 1840 bis Oktober 1841 iſt das Manuſcript liegen geblieben wegen Krankheit; im Sep-

tember 1842 war es beendigt; alſo zwanzig Monate. Dazwiſchen die letzte Reiſe von zwei Monaten, und vorher öfteres längeres Krankſein.

Berlin, den 20. Dezember 1842.

XV.

(Zeichnung zu Th. Thyrnau. Der Titel von St. Roche. Braniß wegen Herausgabe einer Zeitung zu Rathe gezogen. Tieck und Steffens.)

Die vier Anſichten von Thomas Thyrnau wurden zum heiligen Abend fertig, und mein Bruder übergab ſie dem Könige ſelbſt. Er war entzückt darüber und ſagte noch viel über das Buch ſelbſt, welches den großen Antheil bewies, mit dem er es geleſen hatte.

Nun werde ich St. Roche copiren, und auch dort die Veränderungen vornehmen, die es der in mir lebenden Idee entſprechender machen; dann wollen wir ſehen, ob es auch mit Ihrer Anſicht zuſammen trifft!

Gleich bei St. Roche angekommen, will ich Ihnen doch ſagen, daß der König ſeine große Verwunderung über dieſen Titel ausgeſprochen hat. Es iſt nämlich ein Sprachfehler darin; es müßte heißen Sainte Roche (Heiliger Fels) und dann Ste. geſchrieben wird; oder St. Roche, (Heiliger Rochus).

Sollte noch eine neue Auflage eintreten, wollen wir das doch beobachten. Aber ist es nicht auffallend, daß uns Niemand auf diesen Fehler früher aufmerksam machte?

Nun will ich in der Ordnung fortfahren und erst Ihren ersten Brief beantworten.

Laube schrieb mir selbst, als er die „elegante Welt" übernahm. Er hatte einen durchaus herzlichen, wohlwollenden, sehr ehrenden Ton mit mir; er wollte Beiträge von mir, er wollte Notizen über mein Leben. Alles mußte ich ihm abschlagen, aber ich that es, wie gegen einen Freund, den man mehr zu Rathe zieht über Eigenthümlichkeiten; so konnte ich ihm schreiben, denn so ist es wahr in mir. Dabei schickte ich ihm mein Buch als ein Andenken. Noch habe ich keine Antwort darauf, das verletzt mich auch nicht; es scheint mir in seiner Eigenthümlichkeit zu liegen; ich denke, er hat etwas Wahres und Offenes gegen mich. Von seiner Chateaubriand schreibt er mir: er fürchte bei der großen Verschiedenheit in unserer ganzen Individualität würde ich sie weder lesen, noch überhaupt lesen wollen. Ich schalt ihn darauf und sagte, es solle mir nun gerade dies Buch eine Aufgabe werden. Dessenungeachtet konnte ich es noch nicht von meiner Leihbibliothek bekommen; wenn Sie es besitzen, so leihen Sie es mir.

Ihr zweiter Brief enthält nun so überaus viel Vor-

treffliches über die Richtung der Zeit und das Bedürfniß, sich ihr mit derselben Waffe, mit der gefochten wird, mit der Presse entgegenzustellen, daß Sie nicht erwarten müssen, ich könnte diese Absicht in Ihnen angeregt wissen und Sie ohne dringende Abmahnungen wieder davon abstehen sehn.

Mein Bruder läßt Ihnen sagen, wenn er Sie nicht schon längst herzlich lieb gehabt und aufrichtig geehrt hätte, wäre dies nach dieser Mittheilung unlaßbar gewesen. Er ist nicht allein loyal, er ist Royalist im höchsten Grade, ja er bekennt sogar: unvernünftiger Royalist zu sein!

Es giebt einen Umstand in Bezug auf Braniß, der mich bei Ihrer Mittheilung überraschte, da er noch nicht von Ihnen, wie es mir scheint, gekannt ist. Wir waren einen Augenblick verlegen, ob es uns zustehe, Sie davon zu unterrichten, da Braniß es nicht gethan; es schien uns aber, da uns die Verschwiegenheit nicht abgefordert war und Braniß uns die Mittheilung in Gegenwart der beiden Fräulein Koppe gemacht hatte, daß wir kein Unrecht haben könnten, jetzt mit Ihnen davon zu sprechen, obwohl hervorgeht, daß Braniß einen Grund zum Schweigen gehabt haben muß. Sein Sie daher mit der Mittheilung, die ich Ihnen im Interesse der Sache machen will, vorsichtig, da ich nicht mehr recht übersehen kann, was Braniß gehindert haben kann.

Nämlich der ganze Plan, wie Sie ihn uns mitgetheilt haben, iſt der Plan des Miniſters Eichhorn! Dieſen Plan beſprach er mit Braniß und forderte ihn auf, das Blatt zu eröffnen, mit dem dazu geeigneten Buchhändler in Verbindung zu treten und das Ganze unter der Garantie des Staates, von deſſen Geldmitteln unterſtützt, ins Leben zu rufen. Ich weiß, daß Braniß keinen Augenblick anſtand, nur Sie als dazu geeignet zu nennen und mit dieſem Vorſatz, und ganz erfüllt von dieſem Plane, nach Breslau zurückkehrte.

Was iſt nun daraus geworden? Schon oft habe ich daran gedacht und habe Ihre Mittheilung darüber erwartet; nun ſcheint es mir, iſt es Ihnen noch ganz unbekannt.

Was iſt nun darin zu thun? Ich bin dem Miniſter näher getreten; ich glaube einige Schritte in der Sache thun zu können, aber wir wollen, wenn ich rathen ſoll, damit nicht anfangen, denn erſt müſſen wir wohl wiſſen, in welchem Verhältniß Braniß zu dieſer bereits angeregten Sache ſteht und ob ihm behilflich zu werden iſt, oder ob er, oder ob das Miniſterium die Sache aufgegeben hat. Beide letztere Annahmen würden mich gar nicht abhalten, die Sache wieder aufzunehmen und Sie dazu zu veranlaſſen. Hat Braniß die Sache aufgegeben, ſo wird dieß entweder von äußeren, geltenden Gründen unterſtützt ſein, oder es wird in ſeiner Perſön-

lichkeit liegen. Hat der Minister die Sache aufgegeben, ist ebenfalls noch zu erforschen, ob nicht Bedenken über schnelle, prompte Bedienung eines solchen Blattes, worauf so viel ankommt, der Grund ist. Ob nun von einem andern Buchhändler als Ihnen die Rede sein kann, werden Sie am Besten beurtheilen; ich kann nur wiederholen, daß Braniß Sie als einzig dazu passend dem Minister genannt hat.

Ich glaube, ich habe Ihnen nun das Nöthige mitgetheilt, um sich Klarheit zu verschaffen, und ich hoffe, wir dürfen auf diesem Wege fortschreiten, ohne die Redlichkeit gegen den geehrten Freund zu verletzen; vielleicht aber erlösen Sie ihn von einer Bürde, die er mit sich herumschleppt, wenn Sie ihn zu einer offenen Erklärung vermögen, die ja vollständig motivirt ist, da wir auf so absichtslose, unbefangene Weise zu dieser Mittheilung kamen.

Ihrem Freunde, dem Herrn Dr. Runkel, bitte ich meine Dankbarkeit für sein überaus ehrendes Urtheil auszudrücken und ihm meinen Wunsch auszusprechen, daß ich dies Darlehn von ehrenden Voraussetzungen einst vollständig einlösen und den hohen Ernst seiner edlen Worte, die mich wahrhaft erschüttert haben, rechtfertigen möge vor ganz Deutschland, das er so ergreifend für mich auffordert!

Solche Worte fallen wahrhaft befruchtend in meine Seele. Ich fühle, wie ich in solchen Momenten nicht

lieb habe, was ich bin oder geleiſtet habe, ſondern wie ich die Arme ausſtreckte nach dem, was als Ideal nur meine Stirn berührte mit dem Zeichen einer Erkenntniß, die höher ſteht als Alles, was ich geſchaffen.

Mit tiefer Demuth ſtehe ich erwartend unter der reichen Hand Gottes; er hat das Geben und das Nehmen; ſeine Zwecke werde ich erfüllen müſſen; wunderbar nachdenkend betrachte ich oft das Objekt, das ich bin, und ſchaue ihm zu, wie dieſe neue Erſchütterung auf es wirkt und wie Gott das erſte heiße Gebet, bei der Entdeckung von Godwie-Caſtle, noch immer fortwirken läßt und Stille und Frieden erhält und ein ſo harmloſes Zuſchauen, als wäre Alles von mir weit ab!

Unſere beiden Notabilitäten, Tieck und Steffens, habe ich jetzt ſelbſt geſprochen. Tieck, der nicht ausgeht, nahm meinen Beſuch an; Steffens ſah ich bei Eichhorn!

Tieck war keineswegs ſpröde im Geſpräch. Er ſtellte mir die intereſſanteſten Fragen und ſagte mir überall ſeinen Beifall, ſein Vergnügen dabei. So mit ihm zu ſprechen in dieſem liebenswürdigen Rechenſchaftgeben, ſo eingehend und verſtehend von ſeinem hellen Geiſte beſchienen, hatte etwas ſo Entzückendes für mich, daß ich ein Fußbänkchen vor ihn hätte hinziehen und, wie Kinder in der Schule dem Lehrer zuhorchen, ſo meine ganze Seele vor ihm ausbreiten mögen.

Nicht so Steffens! Seine Anerkennung war unter unklaren Anschauungen begraben; sein Lob, welches so groß war, erfreute mich gar nicht, weil ich mir sagen mußte, das Beste hat er nicht verstanden und läßt sich behindern durch Voraussetzungen, die wo anders herkommen, als aus dem Buche! Ich widersprach ihm so offen, als hätte das Buch ein Chinese geschrieben, und hierbei benahm er sich wieder so hübsch; er ließ es zu, billigte es, aber änderte sicher nichts an seiner Meinung, und doch hatte ich so oft fragen müssen: wo steht denn das? davon kommt ja nichts vor!

Die Kaiserin fand er über das dichterische Zugeständniß idealisirt; nie hätte sie sich über Kaunitz erheben müssen; das dürfe man nie einer Frau zuertheilen, daß sie höher stände, als der Mann; das wäre immer ein Fehler und in sich unwahr. Durch das ganze Buch ginge das hindurch; die Fürstin höher wie Lacy, aber sogar Magda höher wie Thyrnau; Magda sei eine Art Bettina (ich schrie fast auf) und ich würde sie ohne Bettina's Briefe nicht haben schreiben können, die Aehnlichkeiten müßten immer fort daran erinnern. Thyrnau aber sei ein Abstractum, eine Doctrin, ein Wesen, das nicht aus den Verhältnissen mit Leben, Blut und Bein herausgewachsen sei. Die ganze Idee des Buches, gab er mir zu verstehen, sei für eine Frau eine Anmaßung, an der sie scheitern müßte.

Sie begreifen, daß, wenn er hinzufügte, deſſenungeachtet könnte das Buch noch viel mehr Fehler haben, es würde doch die außerordentlichſte Erſcheinung der Zeit ſein, — dieß keinen Hauch von Freude in mir erregte; denn, warum ſollte er das beurtheilen können, da er mich in Allem Anderen mißverſtanden hatte? Gegen Sie wird er gewiß noch mittheilender darüber ſein; ſo etwas iſt pſychologiſch merkwürdig!

Ich wollte, Sie hätten meinen herrlichen Freund, den Prediger Jonas, darüber ſprechen hören. Das war die Weisheit, die höher ſteht als ich; der Verſtand, der mir das entriß, was ich mir verhüllt; der Irrthum, um den ich mit ihm mit gleichen Waffen ringen konnte, um zu ſiegen; das ſprengt verſchloſſene Pforten und belebt zu höherem Gewinn!

Berlin, den 2. Januar 1843.

P. S. Ihr Garten fällt mir eben ein. Wie ſchön, daß Sie in der Natur Wurzel ſchlagen! Bringen Sie doch alle Pläne mit; ich denke nämlich, Sie kommen nächſtens!

XVI.

(Bedauern, daß das Zeitungs-Projekt wieder aufgegeben wird. Laube's Gräfin Chateaubriand. Theilnahme Allerhöchster Personen.)

Es that mir sehr leid, daß Sie Ihre wichtige Zeitungsidee so gänzlich aufgegeben haben; Ihre Gründe waren aber nicht so, daß sie sich bekämpfen ließen, denn sie gehörten Ihrem Privatglück an, und das wird mir, wie es jeder zu gestalten oder zu erhalten denkt, stets heilig sein.

Ich sprach denselben Abend, als ich Ihren Brief erhalten, noch mit Minister Bülow darüber; es regte ihn lebhaft an und hatte seinen ganzen Beifall; aber auch er fühlte gleich die Richtigkeit, daß Sie allerdings damit Ihre häusliche Ruhe wenigstens zu Anfang suspendirten, und uns Beiden schien es, daß nur Sie selbst, aus patriotischem Drange, das Opfer bringen müßten, wenn es wirklich Nutzen stiften sollte. Wer weiß, was sich darüber noch einmal in Ihnen gestaltet!

Die Gräfin von Chateaubriand habe ich endlich gelesen. Aber es ist ein für mich ziemlich leeres Buch.

Mit Hinsicht auf das Motiv und die geschichtliche Kenntniß, die überall durchblickt, ist es fast unglaublich, daß ein geistreicher Mann so wenig giebt. Kann von einem Plan nur die Rede sein? Wird irgend einem Charakter, einer Situation zu irgend einer durch innere

Nothwendigkeit bedingten Entwickelung verholfen? Es ist die Skizze zu einem Buche, und die Ausführung bleibt aus. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß es aus war; ich ließ immer wieder nachfragen, ob nicht noch ein Theil vorhanden wäre, bis ich es endlich glauben mußte. Wozu sind alle diese Personen ins Leben gerufen, die dann leer und beziehungslos für sich eine kleine Intrigue, und das nicht einmal, abmachen? und wo bleiben sie? — über die natürlichsten Fragen keine Antwort — und eine weitläufige, und ich muß hinzufügen, unnütz frivole und doch langweilige Klosterscene. Ist denn so etwas zu entschuldigen? Wenn man so leichtsinnig arbeitet, zeigt das, selbst wenn man es vor sich selber aushalten kann, nicht große Geringschätzung gegen das Publikum? Und ein so geistreicher Mann wie Laube, mit so viel Kenntnissen, und bereichert durch Selbstanschauungen des Bodens, von dem er schreibt! Wie viel mehr habe ich erwartet nach seinen vortrefflichen Lustschlössern; ich will wünschen, daß ich ihn nie darüber spreche!

Ob er Ihren Wunsch erfüllen wird und Thomas Thyrnau recensiren, bin ich sehr begierig, und doch weniger, wie früher, ehe ich seine Gräfin Chateaubriand gelesen; denn wenn es auch eine alte Wahrheit ist, daß das Urtheil über Andere richtiger sein kann, als über uns selbst, hat er sich doch in der Selbstproduktion

herabgeſtellt, und ſeine Meinung verliert dadurch für mich einigermaßen an Werth.

Die Kaiſerin von Rußland hat mir eine ſehr ſchöne, goldene Uhr, ein wahres Kunſtwerk, geſendet, und recht holde Worte!

Mir ſtrömt noch von allen Seiten viel Gutes zu; was hören Sie über den Roman? Der König ſcheint ſeine Verbreitung zu wünſchen; er frägt Alle, ob ſie ihn geleſen haben, macht jedem Vorwürfe, wer es nicht geleſen hat!

Berlin, den 3. Februar 1843.

XVII.

(Vorrede zu den Werken der Fr. Lohmann. Fortdauernde Gunſt des Hofes.)

Ich bin in dieſem Augenblick beſchäftigt, die Werke der verſtorbenen Fr. Lohmann zu leſen und werde alsdann eine Vorrede dazu ſchreiben. Der Buchhändler Focke in Leipzig bat mich darum im Namen der Erben. Erſt war ich ſehr erſchrocken und wollte es ablehnen; aber nicht leicht haben mich Werke Zeit meines Lebens ſo angezogen, als die dieſer Schriftſtellerin; ich halte ſie für eins der erſten Talente und da habe ich denn eingewilligt, beſonders da noch gänzliche Dürre für eigene Produktion bei mir iſt.

Der König hatte Thomas Thyrnau zum Maskenſcherz vorgeſchlagen, aber es waren zu große Schwierigkeiten für alle Mitſpielenden wegen des eigentlich häßlichen Koſtüm's; ich mußte ſelbſt abreden.

Geſtern habe ich der Wiederholung des Maskenballs beigewohnt, weil es nur ein kleineres Hoffeſt war und der König mein erſtes Nichterſcheinen ſo gnädig bemerkt hatte.

Diesmal war es der Hof von Ferrara und Darſtellungen und Quadrillen aus dem Taſſo und Arioſt! Sehr ſchön!

Im Juli gehen wir nach Gaſtein!

Berlin, den 23. März 1843.

XVIII.

(Ein Angriff Laubes und ſeine Abwehr.)

Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie den Autor der ſcandalöſen Kritik zu kennen glauben; es thut ſo wohl, keinen irgend Bekannten mehr im Verdacht haben zu müſſen. Geleſen habe ich ſie auf den Wunſch meiner Schweſter nicht, obwohl ich der Meinung war, ich müſſe den Grad meiner Ruhe daran prüfen lernen; der Grund aber, daß hier nicht von einem ſcharfen, ſtrengen

Urtheil, ſondern von abſichtlicher Beleidigung die Rede ſei, ließ mich nachgeben, denn ſo lange wie möglich muß man das Niedere von ſich fern halten! Ich glaube außerdem, Sie können dieſen Mann mit ſammt ſeinem Urtheil der öffentlichen Meinung überlaſſen; die Menſchen, die für uns allein Geltung haben, werden ihm beſſer den Stab brechen, als wenn Sie mit noch ſo edler Ueberlegenheit ihn angriffen. — Man ſoll ſich vor Sackträgern hüten und ihnen aus dem Wege gehen, ſagt Jean Paul; wir haben wenigſtens die Mühe, den beſchmutzten Aermel abzuſtauben!

Damit will ich natürlich nicht das eben mit Laube Erlebte bezeichnen, doch bleibt es jedenfalls auch eine Warnung, ſich beſtändig iſolirt zu halten, keine andere Vertheidigung geltend zu machen, als die etwa ſich von ſelbſt in unſeren Fortſchritten darthut! Leſen Sie doch ſeine Kritik über Thomas Thyrnau, ſie iſt nur in Etwas gezähmt durch die perſönliche Achtung, die er mir wahrſcheinlich nicht verſagen kann, wenn ſie ihm auch etwas genant iſt!

Ueber Stil und über das Tragiſche ſprach ich mich perſönlich aus; gab dann dem Wunſche nach, es aufzuſchreiben, und war zu nachgiebig, indem ich zugab, es zu veröffentlichen. Um jedoch ganz offen zu handeln, begehrte ich, es ſollte Laube zugeſchickt werden; ich wollte mich, wenn vertheidigen, ihm ins Angeſicht es thun!

Er hat es bereitwillig aufgenommen, und in Nr. 12 finden Sie den kleinen Abſchnitt von mir und ſeine Entgegnung. Ich bitte, leſen Sie beides und ſagen Sie mir dann Ihr Urtheil!

Berlin, den 16. April 1843.

XIX.

Die Schrift der Friederike Lohmann. Bürkners: Traum der Kaiſerin. Eine verſpätete Recenſion des Profeſſor Braniß.)

Ich habe die Vorrede zu den Werken der verewigten Friederike Lohmann geſchrieben. Sie iſt einen Druckbogen ſtark geworden, und ich hoffe, Sie werden ſie ſpäter leſen. Ich habe die Gelegenheit benutzt auszuſprechen, welche Stellung der Roman in der Literatur einnehmen müßte, was ſeine ernſte und wichtige Tendenz ſein muß und wie ſich dazu die Meinung des höher gebildeten Publikums verhält.

Ich denke, es wird Ihnen manches darin recht ſein. Die Werke dieſer edlen Verklärten dem Publikum zu empfehlen, habe ich mit einer Art Andacht gethan. Das war ein ſchöner Geiſt! Wie viel höher ſteht ſie, als die Maſſe der Novelliſten, die unſere Taſchenbücher beſudeln! Sie müſſen mir durchaus den Gefallen thun, ſpäter etwas davon zu leſen.

An dem Abend, wo bei mir die Grippe ausbrach, ſaß ich mit dem dazu beſtellten Comité in meinem Thürmchen um den Tiſch, voll Erwartung der Lectüre des Bürknerſchen Luſtſpiels: „Der Traum der Kaiſerin.“

Ich war zu der Stunde aufgeſtanden, und wollte das Fieber verleugnen, welches mich ſchüttelte, aber die Anſtrengung war zu groß; meine Gäſte flohen, während ich etwas die Beſinnung verlor.

Seitdem war freilich gar nicht daran zu denken; nun iſt Alles auf morgen verabredet! Glauben Sie mir, ich leide förmlich unter dieſen Abhaltungen, die man aus der Ferne zu begreifen viel guten Willen haben muß, und doch rechtfertigt mich dieſer gerade innerlich, denn ich hatte ihn gewiß! Nun morgen alſo! und dann bekommen Sie gleich ehrlichen Beſcheid!

Sie wiſſen es allerdings, wie gern ich Ihnen vertraue; aber es hat mich ſo ſehr überraſcht, daß in einem meiner Briefe etwas ſtehen ſollte, was Sie wichtig genug halten, zu benutzen; ich kann mich durchaus an nichts erinnern; noch einmal aber nehme ich meinen Ihnen ſchon bekannten Großmutterton an und bitte Sie, den bewußten Recenſenten ſeinem Schickſal zu überlaſſen! Sie ſind diesmal ſehr feſt auf Verfolgung Ihrer Abſicht, daher habe ich mir gedacht, ich könnte die Sache vielleicht nicht ganz überſehen und Sie würden beſſer ent-

ſcheiden als ich. Deſſenungeachtet liegt es unverkennbar in meiner Stellung, Sie beruhigen zu wollen, und ich möchte doch auch noch jetzt wiederholen: überlegen Sie es noch recht oft und laſſen Sie mich — meine Perſon — jedenfalls unanrührbar weit ab!

O! wann wird die Pallas im vollen Waffenſchmuck aus der Stirn des Jupiters ans Licht hervorſpringen! Ich meine, wann wird Braniß ſeine Recenſion fertig ſchreiben! Ich war ſchon ganz ergeben und freute mich meiner unerſchütterten, uneigennützigen Liebe und Verehrung für ihn; nun haben ſeine eignen hochherzigen Worte mein Verlangen nach ſeinen markigen Gedanken wieder aufgeregt; und von mir abgeſehen muß ich ihr auch ſo lebhaft erkennen, wie in dieſer Wüſte von Oberflächlichkeit, Trivialität und niedrer, einſeitiger Anſchauung es ſo dringend nöthig wäre, daß ein erleuchteter Geiſt die Unberufenen von dem uſurpirten Richterſtuhle jagte. Vergeſſen Sie nicht, mir Ihre Hoffnungen in dieſer Beziehung mitzutheilen.

Berlin, den 15. Mai 1843.

XX.

(Das Bürknersche Luſtſpiel: „der Traum der Kaiſerin" wird vorgeleſen und beurtheilt.)

Geſtern Abend haben wir, der Regiſſeur Weiß — Baron Sternberg — Profeſſor Müller — mein Bruder und ich Bürkners Luſtſpiel: „der Traum der Kaiſerin" geleſen und uns Allen hat es ein aufrichtiges Vergnügen gemacht.

Das Geſammt-Urtheil iſt, daß es ein großes dramatiſches Talent in Compoſition und Anordnung verräth; daß die Charaktere allerliebſt gezeichnet ſind, einige, wie Fouché, Cambacérès, vortrefflich; daß es einen lebhaften Gang geht und unbezweifelt ſehr komiſch iſt; daß Ihr Freund aufzumuntern iſt, in dieſem Genre fortzufahren!

Sehr hätte ich gewünſcht, einige von den unſchätzbaren Bemerkungen des Herrn Weiß dem Autor zukommen laſſen zu können; ſie bezogen ſich auf Anordnungen aus dem Reich der Erfahrung, wenn ſie auch den Werth der Sache nicht betrafen.

Ich hoffe, es wird Ihnen nun nicht allzuweh thun, daß es dennoch nicht zur Aufführung kommen kann, da dies mit der Hauptſache, mit dem Stück, nur inſofern etwas zu thun hat, als es Perſonen vorführt, welche noch nicht auf der Bühne genannt werden dürfen. Ich

hoffe, es ſcheint dem Herrn Autor dies auch nicht wichtig und er liefert recht bald ein anderes Stück, worin die Anforderungen der Politik geſchont werden. Sehr gern biete ich mich als Vermittlerin an, und wenn ihm die Form recht iſt, in der wir zuſammentreten, will ich jedesmal es ſo wie diesmal einrichten.

Da es ſo allgemein gefiel, habe ich auch den Autor genannt.

Ich habe große Freude, Ihnen dies mittheilen zu können, da ich ordentlich Herzklopfen hatte bei dem Gedanken, es könnte nicht gefallen.

Erlauben Sie, daß ich das Luſtſpiel noch etwas behalte, um es noch einigen Perſonen von gediegenem Urtheil mittheilen zu dürfen!

In demſelben Kreis las ich geſtern Abend noch meine Vorrede vor, und man war ſehr ausgezeichnet damit zufrieden; beſonders Alles, was ich über die Stellung des Romans zur öffentlichen Meinung ſage, ſoll ſo zur rechten Stunde ſein, ſo dem Bedürfniß gemäß, ſo nöthig, ſo gerade für mich paſſend, daß ich große Freude darüber hatte, darauf gekommen zu ſein.

Berlin, den 17. Mai 1843.

XXI.

(Die Heiligkeit des gegebenen Wortes.)

Wüßte doch unser Freund, welche Seelenschmerzen er seinen Freunden macht. Das Uebel, was ihm selbst aus seiner Schwäche erwächst, ist so groß, daß mein kleines Interesse ganz dabei verschwindet, und ich in Nachdenken und Traurigkeit verfalle, wenn ich denke, daß dieser klare, gefaßte Geist so unüberwindlich beherrscht wird, wie von einem feindlichen Dämon; daß es möglich wird, die bindende Gewalt eines Wortes, die gleichfalls dämonisch die Menschen beherrscht, doch von jenem stärkeren Dämon überwinden zu lassen. Man sagt, Frauen empfinden nicht so stark, was für eine Wichtigkeit in dem gegebenen Worte liegt; für mich so sehr, daß ich bei zweifelhaften Fällen mich sehr hüte, mir selbst etwas zu versprechen, obgleich man doch gestehen muß, die Abrechnung mit uns selbst wird darum so viel leichter, weil wir so viel klarer die einwirkenden Umstände erkennen.

Berlin, den 3. Juni 1843.

XXII.

(Myſtifikation des Publikums. Dramatiſirung des Thomas Thyrnau Ueberſetzungen.)

Können Sie denn den ſonderbaren Titel leſen, unter dem mein neueſter Roman gefordert wird? Ich leſe Levionbury. Sind Sie nun ſicher, daß nicht etwa mein Name von einem Andern gemißbraucht wird? Wollen Sie nicht etwas dagegen thun? oder ſoll ich eine öffentliche Erklärung einſetzen laſſen?

Auch ich werde ſchon wieder gepeinigt, denn ich ſoll einen theologiſchen Roman ſchreiben; ich kann den Ueberdruß kaum beherrſchen, wenn man mir damit kommt!

Wollen Sie vielleicht eine Anzeige machen, worin Sie erklären, daß nur die Werke ächt wären, die von Ihnen angezeigt würden, und die Verfaſſerin augenblicklich weder mit einem neuen beſchäftigt wäre, noch einen mittheilbaren Titel oder Plan entworfen habe? Ich überlaſſe das Ihnen und Ihrer größeren Erfahrung, ſtehe aber nicht dafür, daß ich nicht durch eine ähnliche Anzeige mir die läſtigen Leute abwehre!

Ihnen kann ich übrigens verſichern, daß dieſe Erklärung die Wahrheit iſt und ich nur Ahnungen habe über eine vielleicht mögliche Thätigkeit, welche ich mir aber noch nicht zu nennen wüßte. Sein Sie aber ſicher,

daß es nichts damit iſt, wenn ich es Ihnen nicht ſage, denn es hat mir immer Vergnügen gemacht, Sie zuerſt davon zu unterrichten.

Freunde, welche die Aufführung des Thomas Thyrnau in Warmbrunn ſahen, wollten ohnmächtig werden vor Ueberraſchung! ich kann's mir denken.

Sehr intereſſant waren mir die Ueberſetzungsnachrichten in Ihrer neuen Anzeige. Graf Cancrin, der in Gaſtein als mein großer Freund auftrat, ſagte mir, er befördere es ſehr, daß die Sachen ins Ruſſiſche überſetzt würden; polniſch iſt St. Roche und Godwie-Caſtle ſchon vor zwei Jahren überſetzt.

Berlin, den 27. September 1843.

XXIII.

(Godwie-Caſtle wird verboten. Neue Wanderluſt.)

Die Maßregel in Prag iſt um ſo lächerlicher, da man Godwie-Caſtle ſieben Jahr Zeit gelaſſen hat ſich mit eigentlich fünf Auflagen zu verbreiten. Dies Verbot kann nur durch die Geiſtlichkeit veranlaßt ſein; aber warum hat man dann St. Roche erlaubt, welches, denke ich, ebenfalls die katholiſche Tendenz beleuchtet; das ſind Räthſel! doch iſt ein ſolches Verbot wegen der ſtets da-

durch erregten Neugierde eine Art Mittel, den Abſatz zu verdoppeln; Sie riskiren dadurch zu einer neuen Auflage zu kommen, welches nur wieder beweiſe, wie blinder Eifer immer ſchadet!

Thyrnau ſchien mir ſehr verbreitet nach den Erfahrungen, die ich mit Oeſterreichern auf meiner Reiſe machte; die verſagte Ankündigung in Wien mußte wenig geſchadet haben.

Ich habe in dieſer Zeit wieder eine Vorrede zu einer hiſtoriſchen Novelle geſchrieben, worin ich meine Anſicht über den hiſtoriſchen Roman und die Art, wie man die dazu gemachten Studien verarbeiten muß, niedergelegt habe. Ich will mir einige Abdrücke ausbedingen und ſie Ihnen alsdann mittheilen.

Ich habe eine leiſe Hoffnung, wieder eine größere Arbeit zu unternehmen. Wenn ich ſie erſt vollſtändig ergriffen und angefangen habe, werde ich Ihnen Näheres darüber mittheilen.

Mit meiner Geſundheit habe ich viel zu thun gehabt, und erſt ſeit Kurzem fühle ich mich etwas erleichtert.

Berlin, den 21. November 1843.

Jakob van der Nees.

1843.

I.

(Ein neuer Roman im Werden.)

Seit dem 21. November ſchreibe ich ſelbſt wieder, und das iſt, wie Sie wiſſen, meine glücklichſte Zeit! Ich fühle mich vollſtändig im alten Beſitz, und ſeit dem erwähnten Tage habe ich ſchon fünfzehn Schreibebogen geſchrieben, woraus Sie ſehen können, daß die alte Quelle im Fluß iſt!

Wie es heißen wird, weiß ich noch nicht; ich will Ihnen aber etwas über die Anordnung mittheilen.

Ich glaube, es werden zwei Bücher entſtehen! Jedes wird für ſich abgeſchloſſen eine unabhängige Mittheilung ſein, aber deſſen ungeachtet eine Folge!

Das Erſte, woran ich jetzt arbeite, wird in Holland ſpielen; es fängt mit dem Tode Olden Barneveld's an und wird vielleicht bis zur Verbannung des Herzogs von Monmouth, vielleicht bis zu ſeinem Tode reichen.

Ich glaube, es werden nur zwei Theile werden, und bleibt mir der ſchaffende Genius treu, ſo könnte ich zum Herbſt damit fertig werden und würde dem Erſcheinen derſelben nicht entgegen ſein.

Es ist mir auffallend, daß etwas ganz Anderes unter meiner Hand hervorwächst und ich es mit derselben Liebe schreibe, wie alles Frühere!

Haben Sie den Aufsatz in der Illustrirten Zeitung über mich gelesen? Wenn nicht, so lassen Sie sich Nr. 23 geben.

Die Redaktion hat sich auf eine edle und achtungsvolle Weise gegen mich benommen, welche allein es einer Frau möglich macht die Oeffentlichkeit zu ertragen. Zugleich hoffe ich damit ein für allemal jede andere Anforderung an meine Privatverhältnisse abgewiesen zu haben.

Berlin, den 15. December 1843.

II.

(Wie man sich der Außenwelt gegenüber seine Freiheit bewahrt.)

Ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank für das Geschenk des gewiß sehr interessanten Werkes über Spanien, welches ich mit großem Vergnügen lesen werde; außerdem wird es sich in meiner kleinen Bibliothek sehr hübsch ausnehmen, und dies ist eben so meine Puppe wie es Ihr Garten Ihnen früher war; nur werde ich davon auf keine Weise gequält und werde diesem Vergnügen daher auch nicht ungetreu werden.

Daß Sie Ihrer Neigung für Gartenkultur so schnell

überdrüſſig wurden, hat mir leid gethan und mich überraſcht; man begreift immer ſo ſchwer an Andern, was man ſelbſt nicht vermöchte, ohne doch die Motive ganz zu kennen, die das bewirken, was uns ſelbſt unmöglich ſcheint! Im Allgemeinen glaube ich nur, daß es ein großer Irrthum iſt, wenn wir die Chimäre der Freiheit zu erlangen hoffen, indem wir uns ſo viel wie möglich iſoliren und die äußeren Beziehungen zum Leben abzubrechen ſuchen. Das, was den Menſchen allein friſch, frei und jung erhält, iſt die Liebe, womit er alle Zuſtände durchdringt, jeden Gegenſtand mit dem Willen erfaßt, ſeine Schwierigkeiten zu bewältigen und ihm den Stempel einer höheren Verwaltung aufzudrücken ſucht. Wir werden dann von den Unannehmlichkeiten nicht überwältigt, ſondern ſie reizen uns, um daran unſere höhere Intelligenz zu prüfen, und indem wir uns darüber ſtehend halten, werden ſie ſo klein, wie ſie ihrer Natur nach vor dem Willen des Menſchen ſein müſſen!

Mein neues Werk ſchreitet raſch und mit einem freien Zuſtrömen der Mittel vorwärts. Iſt es Ihnen noch eben ſo lieb, wie früher, auch hiervon der Verleger zu werden, ſo geben Sie mir darüber gelegentlich Antwort; ich biete es Ihnen hiermit an, und es iſt dann Ausſicht, daß ich noch vor meiner Reiſe nach Gaſtein fertig werde, und im Herbſt das erſte, wahrſcheinlich zweitheilige Buch erſcheinen könnte.

Ich wünsche Ihnen von Herzen ein glückliches neues Jahr, und eine neue recht erheiternde Beschäftigung!

Berlin, im Januar 1844.

III.

(Der Titel des neuen Romans. Die Birch-Pfeifferſche Dramatiſirung des Thomas Thyrnau.)

Gestern habe ich den ersten Theil des neuen Buches beendigt; ich denke, wir nennen es:

Jakob van der Nees.

Es ist ein eben so widriger Charakter, wie Thyrnau ein edler war; ich habe das Eine, wie das Andere nicht gewollt.

Bleibt er auch im zweiten Theile nicht im Vorgrund, bleibt er doch jedenfalls die Ursache von der Stellung aller Personen. Genug, ich glaube mit gutem Gewissen das Buch so nennen zu können, welcher Name zugleich das Land, wo die Geschichte spielt, bezeichnet.

Ich wünsche jedoch, daß ich einfach als „Verfasserin von Godwie-Castle" bezeichnet werde; mir war immer die Aufzählung der bereits entstandenen Werke hinter dem Namen Verfasserin so sehr zuwider; jetzt müßte Thyrnau noch hinzu — das wäre mir sehr fatal! Es sind neunundvierzig von meinen Bogen geworden, das wer-

den ungefähr dreißig bis zweiunddreißig Druckbogen, alſo ein ziemlich ſtarker Theil; aber er konnte ſeiner Struktur nach nicht getrennt werden.

Jetzt werde ich das Ganze zur Abſchrift durchſehen.

Im März werde ich den zweiten Theil anfangen. Immer noch denke ich, gegen den Herbſt werden Sie Alles zum Druck erhalten; den erſten Theil früher; natürlich unſerer alten Anſicht gemäß nicht zum Ausgeben, bis der zweite beendigt iſt.

Wollen Sie es jetzt ſchon ankündigen? Ich überlaſſe es Ihnen; einmal muß ich den Sturm aushalten, der ſich dann über mich ergießt!

Madame Birch-Pfeiffer hat mir ihre Dramatiſirung des Thyrnau vorgeleſen; ich hatte mir einige gewählte Perſonen von Urtheil dazu erbeten.

Sie würden erſtaunt ſein, wenn Sie gehört hätten, mit welchem Geiſt und Geſchick dieſe Frau ein Reſumé aus dieſem dreitheiligen Buche für den Zeitraum von höchſtens drei Stunden gezogen hat!

Man muß damit abſchließen, daß das Unternehmen ſeiner Natur nach eine wahre Kränkung der Poeſie und des guten Geſchmackes iſt; dieſer Vorwurf trifft jedes Unternehmen der Art. Es treten rohe Umriſſe hervor, alle Feinheiten gehen unter, und da der höhere künſtleriſche Zuſammenhang fehlt, ſollte man bloß Scenen aufführen, Tableaus vorſtellen wollen!

Ich wünsche Ihnen von Herzen ein glückliches neues Jahr, und eine neue recht erheiternde Beschäftigung!

Berlin, im Januar 1844.

III.

(Der Titel des neuen Romans. Die Birch-Pfeifferſche Dramatiſirung des Thomas Thyrnau.)

Gestern habe ich den ersten Theil des neuen Buches beendigt; ich denke, wir nennen es:

Jakob van der Nees.

Es ist ein eben so widriger Charakter, wie Thyrnau ein edler war; ich habe das Eine, wie das Andere nicht gewollt.

Bleibt er auch im zweiten Theile nicht im Vorgrund, bleibt er doch jedenfalls die Ursache von der Stellung aller Personen. Genug, ich glaube mit gutem Gewissen das Buch so nennen zu können, welcher Name zugleich das Land, wo die Geschichte spielt, bezeichnet.

Ich wünsche jedoch, daß ich einfach als „Verfasserin von Godwie-Castle" bezeichnet werde; mir war immer die Aufzählung der bereits entstandenen Werke hinter dem Namen Verfasserin so sehr zuwider; jetzt müßte Thyrnau noch hinzu — das wäre mir sehr fatal! Es sind neunundvierzig von meinen Bogen geworden, das wer-

den ungefähr dreißig bis zweiunddreißig Druckbogen, alſo ein ziemlich ſtarker Theil; aber er konnte ſeiner Struktur nach nicht getrennt werden.

Jetzt werde ich das Ganze zur Abſchrift durchſehen.

Im März werde ich den zweiten Theil anfangen. Immer noch denke ich, gegen den Herbſt werden Sie Alles zum Druck erhalten; den erſten Theil früher; natürlich unſerer alten Anſicht gemäß nicht zum Ausgeben, bis der zweite beendigt iſt.

Wollen Sie es jetzt ſchon ankündigen? Ich überlaſſe es Ihnen; einmal muß ich den Sturm aushalten, der ſich dann über mich ergießt!

Madame Birch-Pfeiffer hat mir ihre Dramatiſirung des Thyrnau vorgeleſen; ich hatte mir einige gewählte Perſonen von Urtheil dazu erbeten.

Sie würden erſtaunt ſein, wenn Sie gehört hätten, mit welchem Geiſt und Geſchick dieſe Frau ein Reſumé aus dieſem dreitheiligen Buche für den Zeitraum von höchſtens drei Stunden gezogen hat!

Man muß damit abſchließen, daß das Unternehmen ſeiner Natur nach eine wahre Kränkung der Poeſie und des guten Geſchmackes iſt; dieſer Vorwurf trifft jedes Unternehmen der Art. Es treten rohe Umriſſe hervor, alle Feinheiten gehen unter, und da der höhere künſtleriſche Zuſammenhang fehlt, ſollte man bloß Scenen aufführen, Tableaus vorſtellen wollen!

V.

(Arbeitsluſt. Laube und ſeine „Gräfin Chateaubriand.“)

Der nun beendigte erſte Theil von Jakob van der Nees geht ſo aus einem Guß fort, daß ich ſogar verlegen bin, die Kapitel-Einſchnitte, die ſo höchſt angenehm für den Leſer ſind, anzubringen, und ſie meiſtentheils ganz vergeſſen habe.

Die Abſchrift wird im April angefangen, und ich werde Ihnen dann gewiß bald Zuſendungen machen können.

Etwas Weiteres kann ich Ihnen nicht verſprechen, wegen meiner Geſundheit, die ſchon jetzt ſich ſehr ungünſtig gezeigt hat. Bin ich ſo glücklich, ſchreiben zu können, dann geht es raſch, wie Sie wiſſen; denn dieſe neunundvierzig Blätter, die eben vielleicht dreißig Druckbogen ausmachen werden, habe ich vom 21. November bis 20. Februar geſchrieben.

Ich denke den zweiten Theil im April anzufangen; es wäre alſo wohl möglich, daß ich vor meiner Abreiſe, Anfang Juli, fertig würde. Nur kann ich weder darauf rechnen, noch weniger ein beunruhigendes Verſprechen geben.

Laube war hier und hat ſeine Bernſteinhexe aufführen laſſen. Er beſuchte mich, und es ging mir ſehr

sonderbar, daß ich mich durchaus nicht besinnen konnte, was er mir gethan hatte, obwohl ich im Ganzen wußte, daß etwas Störendes unter uns vorgefallen war. Er ist nun persönlich so unendlich viel geistreicher und liebenswürdiger, als gedruckt, daß ich das größte Vergnügen in der Unterredung mit ihm hatte. Er erzählte mir von all den abenteuerlichen Gerüchten über das, was ich jetzt schreibe. Er bat mich, ich sollte seine Bernsteinhexe nicht sehen, was ich auch nicht thun werde, da ich nur selten das Theater besuche. Jetzt lese ich die beiden letzten Theile von der Gräfin von Chateaubriand und erstaune über diese Breite der doch markloſen Zeichnung der Charaktere, der phantasieloſen Erfindung der Situationen, die er nicht anders verwickeln kann, als indem er alle Menschen aus ihrem Charakter fallen läßt, wodurch dann Verlegenheiten und Schicksale entstehen, die Einem gleichgiltig werden, da die Menschen sogleich mit ihnen allen Gehalt, alle Möglichkeit verlieren. Die Heldin ist bloß eine Masse, und dabei eine so materielle, daß man ihr Schicksal kaum erwarten kann, um sie los zu werden, und damit alle ihre Mißgriffe.

Bin ich nicht hart genug? Aber es erzürnt mich diese Oberflächlichkeit, diese psychologische Unwahrheit bei so viel Anlage und Geist. Was ist das? frage ich immer wieder; ich sage, diese Schriftsteller verachten den Menschen in sich und denken, er könne, getrennt vom

Dichter, dem sie zu Ehren verhelfen möchten, existiren; aber das rächt sich, und darum alle die monströsen Ausgeburten!

Berlin, März 1844.

VI.

(Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg.)

Ich mache es Ihnen zur Pflicht, Niemand als mir selbst zu glauben; denn ich bin oft ganz erschrocken über das, was ich soll gesagt haben. Auch über Jakob van der Nees gehen Erzählungen umher, daß man denken könnte, ich wollte als ein Apostel der Reformation auftreten.

Sie glauben das nicht! Ich habe Lust, Ihnen, die Abschrift sobald sie bis auf einen gewissen Punkt vorgeschritten ist, wo Sie eine Uebersicht bekommen können, zu schicken, weil es mir so leid thut, daß Sie noch gar nichts davon kennen!

Leider habe ich vom 20. Februar bis 5. Mai keine Zeile schreiben können, so völlig elend habe ich mich gefühlt, so an Nerven leidend, so aufgelöst in Geist und Körper, wie seit lange nicht! Es geht mir nur wenig besser, aber ich schreibe doch wieder; dessenungeachtet hat dieser lange leidende Zustand einen großen

ſonderbar, daß ich mich durchaus nicht beſinnen konnte, was er mir gethan hatte, obwohl ich im Ganzen wußte, daß etwas Störendes unter uns vorgefallen war. Er iſt nun perſönlich ſo unendlich viel geiſtreicher und liebenswürdiger, als gedruckt, daß ich das größte Vergnügen in der Unterredung mit ihm hatte. Er erzählte mir von all den abenteuerlichen Gerüchten über das, was ich jetzt ſchreibe. Er bat mich, ich ſollte ſeine Bernſteinhexe nicht ſehen, was ich auch nicht thun werde, da ich nur ſelten das Theater beſuche. Jetzt leſe ich die beiden letzten Theile von der Gräfin von Chateaubriand und erſtaune über dieſe Breite der doch markloſen Zeichnung der Charaktere, der phantaſieloſen Erfindung der Situationen, die er nicht anders verwickeln kann, als indem er alle Menſchen aus ihrem Charakter fallen läßt, wodurch dann Verlegenheiten und Schickſale entſtehen, die Einem gleichgiltig werden, da die Menſchen ſogleich mit ihnen allen Gehalt, alle Möglichkeit verlieren. Die Heldin iſt bloß eine Maſſe, und dabei eine ſo materielle, daß man ihr Schickſal kaum erwarten kann, um ſie los zu werden, und damit alle ihre Mißgriffe.

Bin ich nicht hart genug? Aber es erzürnt mich dieſe Oberflächlichkeit, dieſe pſychologiſche Unwahrheit bei ſo viel Anlage und Geiſt. Was iſt das? frage ich immer wieder; ich ſage, dieſe Schriftſteller verachten den Menſchen in ſich und denken, er könne, getrennt vom

Dichter, dem sie zu Ehren verhelfen möchten, existiren; aber das rächt sich, und darum alle die monströsen Ausgeburten!

Berlin, März 1844.

VI.

(Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg.)

Ich mache es Ihnen zur Pflicht, Niemand als mir selbst zu glauben; denn ich bin oft ganz erschrocken über das, was ich soll gesagt haben. Auch über Jakob van der Nees gehen Erzählungen umher, daß man denken könnte, ich wollte als ein Apostel der Reformation auftreten.

Sie glauben das nicht! Ich habe Lust, Ihnen, die Abschrift sobald sie bis auf einen gewissen Punkt vorgeschritten ist, wo Sie eine Uebersicht bekommen können, zu schicken, weil es mir so leid thut, daß Sie noch gar nichts davon kennen!

Leider habe ich vom 20. Februar bis 5. Mai keine Zeile schreiben können, so völlig elend habe ich mich gefühlt, so an Nerven leidend, so aufgelöst in Geist und Körper, wie seit lange nicht! Es geht mir nur wenig besser, aber ich schreibe doch wieder; dessenungeachtet hat dieser lange leidende Zustand einen großen

Doch bereue ich nicht, dieſe Prüfung, die Sie mir nicht erſparen konnten, gemacht zu haben. Es war ein ſchönes, demüthiges Gefühl, womit ich in mein Inneres zurückkehrte. Ich konnte das nur empfinden, indem ich mir ſagen mußte: „und doch hat es gerade ſo ſein müſſen! Das gerade iſt Deine Aufgabe geweſen, und Du mußt ſtill zuſehen, was die Menſchen damit machen können.“ — Ich blieb daher in meinem ſchaffenden Gewiſſen unerſchüttert und ſehe dies ſo recht als die Obhut Gottes an, der offenbar dies Buch, eben wie die früheren, mir zur Aufgabe gemacht hat. Ich weiß, es ſind Erfahrungen drin niedergelegt, es ſind Wahrheiten, Mahnungen drinnen, die nicht vergebens ſich verbreiten werden; wie intereſſant wird es ſein, den Eindruck zu verfolgen! Es iſt ein Strom, der durch meine Bruſt fließt und mich ſelbſt über das Geſammelte belehrt, indem ich es aufgezeichnet vor mir ſehe. Jetzt will ich Ihnen ſagen, daß ich einigen mir ſehr hochſtehenden Perſonen von dem Buche mittheilte, was Sie kennen lernten, und mehrere es über die früheren Werke ſtellen.

Das wird Ihnen jetzt Freude machen, aber ich ſchonte mir ordentlich Ihre mir ſo wichtige Unabhängigkeit; ich wollte, Sie ſollten durch Nichts in Ihrem freien Urtheil aufgehalten werden, darum überwand ich jedes Wort, welches den Anſchein einer Vertheidigung

VII.

(Das Bedürfniß nach Anerkennung und die Beschränkung des Begriffs: Publikum. Das innere Gesetz des Schaffens. Bemerkungen über eine mögliche Eintheilung des Stoffs.)

Mit dem herzlichsten Dank für Ihren lieben mich hier empfangenden Brief würde ich mir auch seine schnelle Beantwortung zur Freude gemacht haben, hätte nicht die weite Reise einen so nachtheiligen Einfluß auf meine leidende Gesundheit gehabt, daß ich mich vom 28. Juli, wo wir eintrafen, bis jetzt, wo ich heut zuerst den ganzen Tag auf bin, am Bette gefesselt gesehen habe.

Glauben Sie aber, daß mir nichts erfreulicher sein konnte, als daß Jakob van der Nees Sie in der Fortsetzung erfaßt und mir meine alten Rechte über Ihre Theilnahme zurückgegeben hat.

Ihr erster Brief, der, wie dieser letzte, wahr und offen Ihre Meinung aussprach und mir wenigstens Ihre Theilnahme vorenthielt, mehr von besorgter Frage, als von fröhlicher Zusage enthielt, ließ eine große Lücke in mir. — Ich mußte mir sagen, daß, wenn ich Ihre Theilnahme nicht wie früher mir gewinnen könnte, ich das immer als eine Störung empfinden würde. Was ich Publikum nenne, das sind immer nur wenige Menschen; Sie, mit Ihrem geistreichen Scharfblick, mit Ihrer geläuterten Erfahrung, werden immer zu denen gehören, deren Beifall ich nöthig habe.

Doch bereue ich nicht, dieſe Prüfung, die Sie mir nicht erſparen konnten, gemacht zu haben. Es war ein ſchönes, demüthiges Gefühl, womit ich in mein Inneres zurückkehrte. Ich konnte das nur empfinden, indem ich mir ſagen mußte: „und doch hat es gerade ſo ſein müſſen! Das gerade iſt Deine Aufgabe geweſen, und Du mußt ſtill zuſehen, was die Menſchen damit machen können.“ — Ich blieb daher in meinem ſchaffenden Gewiſſen unerſchüttert und ſehe dies ſo recht als die Obhut Gottes an, der offenbar dies Buch, eben wie die früheren, mir zur Aufgabe gemacht hat. Ich weiß, es ſind Erfahrungen drin niedergelegt, es ſind Wahrheiten, Mahnungen drinnen, die nicht vergebens ſich verbreiten werden; wie intereſſant wird es ſein, den Eindruck zu verfolgen! Es iſt ein Strom, der durch meine Bruſt fließt und mich ſelbſt über das Geſammelte belehrt, indem ich es aufgezeichnet vor mir ſehe. Jetzt will ich Ihnen ſagen, daß ich einigen mir ſehr hochſtehenden Perſonen von dem Buche mittheilte, was Sie kennen lernten, und mehrere es über die früheren Werke ſtellen.

Das wird Ihnen jetzt Freude machen, aber ich ſchonte mir ordentlich Ihre mir ſo wichtige Unabhängigkeit; ich wollte, Sie ſollten durch Nichts in Ihrem freien Urtheil aufgehalten werden, darum überwand ich jedes Wort, welches den Anſchein einer Vertheidigung

haben konnte, und Sie begreifen, von welchem Werth mir nun Ihr freiwillig zugefallenes Urtheil iſt.

Eine Ueberſicht erlangen Sie indeß ſchwerlich, und weiß ich Ihnen noch nicht zu verſchaffen, da der dritte Theil nun jedenfalls noch nicht zu beſtimmen iſt. Der ganze zweite Theil dreht ſich um Urica und ſpielt in England. Dann geht es zurück; der dritte Theil fängt im Purmurand'ſchen Hauſe an, und das Buch ſchließt in Amſterdam. In dieſem dritten Theile tritt eine dritte Perſon auf. Ueberlegen Sie nun einmal folgende Idee:

Der Geſammt-Titel des Buches heißt Jakob van der Nees. Wie würden Sie es finden, wenn jeder Theil hinter dem Haupt-Titelblatt, auf dem nächſten Blatte, noch einen Separat-Titel bekäme? auf dem erſten Blatte etwa „Angela;" im zweiten Theile „Urica;" im dritten Theile der Name, den ich noch nicht nenne, der aber im ſelben Verhältniß der Mittelpunkt des Inhalts werden würde. Ich weiß nicht, ob ich das ſchon irgend wo geſehen habe, oder ob es mir ſo aus den Umſtänden hervorgehend einfällt. Der Titel iſt nämlich nicht ganz motivirt! Mit dieſen Nebentiteln, die aber doch keinen Anſpruch machen, ſondern nur ergänzen, wäre etwas geſchehen!

Beim erſten Theile könnte auch der Name Angela wegfallen, da im erſten Theil Nees hinreichend als Hauptperſon anzuſehen iſt!

Im Ganzen rechne ich auf eine durchschnittliche Stärke aller Theile von 25 Bogen. Doch von einem Theil, der noch in meinem Kopfe ruht, kommt es mir wie ein Frevel vor, zu sagen, so stark wird er sein, und doch habe ich manchmal ein merkwürdiges Ahnungsvermögen.

Ich bin sehr leidend, und wir haben gestern fußhohen Schnee vor der Thür gehabt; heute ist Alles wieder grün, und vollkommene Augustwärme.

Ich kann nicht leugnen, daß ich wenig Hoffnung für mich habe. Wir bleiben bis gegen den 28. August hier; Gott gebe, daß ich bei meiner Rückkehr Kraft habe, an den dritten Theil zu gehen! Wir denken spätestens den 8. oder 10. September einzutreffen.

Gastein, den 5. August 1844.

VIII.

(Rückkehr in die Heimath.)

Ich begrüße Sie freundlichst bei meiner Rückkehr von Gastein und sende Ihnen, nach eben beendigter Durchsicht, Alles, was sich von Manuscript und Abschrift beendigt findet. Gott gebe mir jetzt Kraft, mit frischem Muth an das große Werk des dritten Theils zu gehen!

Noch wüßte ich Ihnen keine bestimmte Auskunft über mein Befinden, dem Sie gewiß theilnehmend nachfragen, zu geben!

Es scheint mir durchschnittlich so wenig besser, daß ich oft sehr trostlos bin. Vielleicht giebt mir Gott mit gewohnter Güte die Ausgleichung in einer frischerweckten geistigen Thätigkeit, und dann will ich mich über nichts beklagen!

Melden Sie mir nun recht bald ausführlich, ob Sie drucken, schon Einiges beendigt haben, welche Hoffnungen Sie hinsichtlich der Zeit des Erscheinens haben u. s. w. Dies Letztere von Ihnen zu begehren, klingt zwar lächerlich, da viel eher Sie diese Frage an mich richten könnten; aber ich möchte gern, Sie machten mir Muth, wie Sie es bei dem Thyrnau thaten, der sofort aus der Feder in die Presse ging; genug, schreiben Sie recht ausführlich!

Meiner Empfindung nach ist der zweite Theil noch durch einige Blätter zu ergänzen, an die ich jetzt gleich gehen werde. Während ich schreibe, kommt es mir vor, als hätte ich Muth! Bewährte es sich doch!

Berlin, den 16. September 1844.

XI.

(Wie gern man den einen Fehler mittels eines andern verſteckt. Die erſten Eindrücke des neuen Romans. Selbſtbeſcheidung.)

Entſchuldigen Sie mit der Unruhe der Weihnachtstage meinen erſt heut erfolgenden Dank für die letzten Theile von Steffens Memoiren; ich werde ſie gewiß bis zu Ende mit demſelben Intereſſe leſen.

Von **** habe ich nichts mehr erwartet; ſolche Menſchen können ſogar gefährlich werden. Um ihren Fehler, deſſen ſie ſich ſchämen müſſen, zu verbergen, werden ſie böſe in ihrem Urtheil werden, damit dies ihnen ein Recht giebt, ihren Fehler unter einer anderen Maske beibehalten zu können!

Indeß iſt und bleibt er ein geiſtreicher Mann, und an ſeinem Urtheil wird immer etwas zu merken ſein, wenn wir den Einfluß ſeines ihn ſtörenden Fehlers abrechnen.

Warum aber haben Sie mir kein vollſtändiges Urtheil geſchrieben?

Ueber den zweiten Theil habe ich kein Wort; über den letzten nur, daß er kein Ende habe, was keinem weniger auffallen konnte, als Ihnen, da Sie wußten, daß ich die Fortſetzung ſchreiben würde.

Ich bitte Sie um ein gründliches, offenes Urtheil über mein jüngſtes Werk, wie ich es früher von Ihnen gewohnt war.

daß wir das ganze Geschäft fleißig und prompt betrieben haben, und können uns nun ausruhen, ohne durch Versäumnisse gekränkt zu sein.

Schon treten Symptome günstiger Aufnahme hervor. Baron Sternberg schrieb mir: „dieser schreckliche Nees ist bei all seiner Widrigkeit so plastisch ausgearbeitet und so wirklich, wie nur irgend eine der gepriesenen Figuren Walther Scott's; ich bin schon jetzt so erfreut und entzückt von dem Buche, es weht mir aus demselben eine Atmosphäre von Adel, Würde und durchgeistigter Schönheit entgegen, wie sie uns heut zu Tage unsere armselige Literatur nicht mehr bietet."

Herr von Humboldt schreibt mir:

„In Charlottenburg aus dem Munde der Königin, welche karg im Lobe ist, habe ich viel, sehr viel Liebenswürdiges über Ihre neue Schöpfung gehört; über die Zartheit des Gewebes, das Interesse der Scenen und das Ergreifende der Charaktere!"

Ich bitte Sie, verrathen Sie meine Ruhmredigkeit Niemandem. Ihnen durfte ich das wohl sagen, denn Sie werden mich nicht verkennen; und ich habe jetzt wieder meine schreckliche Zeit, wo ich Alles detestire, was ich geschrieben habe, und begierig nach Trost bin!

Adio!

Berlin, den 6. Dezember 1844.

Meine Autoritäten, Müller — Jonas (der Prediger) — Olfers — Förſter — Sternberg vor Allen — und eine recht bedeutende Anzahl fernerer Bekannten, erklären Nees für einen Fortſchritt. Das iſt intereſſant genug, und doch ſehne ich mich ſchon nach Stille, nach dem Moment, wo unſere Zeit auch dies in dem raſchen Lauf ihrer bedeutenden Anregungen mit verſchlingen wird!

Berlin, den 29. Dezember 1844.

XII.

(Zeitmahnungen. Pietismus und Zelotismus.)

Die Zeit bewegt mich ungeheuer, und ich fühle eine Gabe in mir, die ſelbſt Laube zugeſteht; einen gewiſſen politiſchen Blick, der mir aber auch das Herz ſo ſchwellen macht, daß es ſchmerzt.

Wozu Gott mich noch entwickeln wird, dem ſehe ich ſtill und ohne eigenen Willen zu. Noch immer ſteht die Ueberzeugung feſt in mir, daß ich kein Meinungsbuch ſchreiben will, aber — indem ich die Schickſale der Menſchen ſchildere, weiſe ich die Forderung meiner Meinungs-Aeußerung nicht zurück.

Damit denke ich unter Gottes Schutz rein und wahr zu bleiben; denn indem ich die Anregungen der Zeit tief

Laube hat nicht gezögert zu urtheilen. Was fängt man mit so etwas an! Und doch mußte ich ein Paar mal lachen. Sollte dies wohl ein Vorbild des Stils sein, sollte wohl die Herzogin von Chateaubriand ein Roman-Vorbild sein? Wo soll ich denn lernen? Bei wem mich denn verarbeiten lassen zum wahren Verbrauch?

Mir wird so still und innerlich warm und wohnlich, wenn ich sehe, daß die nicht berufen sind zu helfen, die das Wort führen: „Seh' ein Jeder wie er's treibe!"

Das Schicksal des Buches wird interessant zu verfolgen. Es bildet sich, glaube ich, ein kleineres Publikum dafür, aber ein bedeutenderes.

Im Allgemeinen scheint man erstaunt, daß ich ein Wesen, wie den Nees und die niedrigsten Verhältnisse des Lasters, dem er ergeben ist, habe schildern können.

Die Zeitfragen, die ganz von selbst der Gegenstand herbeiführt, erregen große Aufregung: jeder hat einen Gegenstand herausgenommen, von dem er spricht. Personen, welche eine gewisse Duldung gegen Thyrnau annahmen, treten plötzlich mit ganz offenem, rednerischen Beifall für Nees auf. Andere, die für jenen schwärmten, übernehmen bei Nees die verlegene Rolle, einzelne Scenen, Gedanken, Richtungen zu behaupten, und sagen wahrscheinlich hinter meinem Rücken das Fehlende!

Meine Autoritäten, Müller — Jonas (der Prediger) — Olfers — Förſter — Sternberg vor Allen — und eine recht bedeutende Anzahl fernerer Bekannten, erklären Nees für einen Fortſchritt. Das iſt intereſſant genug, und doch ſehne ich mich ſchon nach Stille, nach dem Moment, wo unſere Zeit auch dies in dem raſchen Lauf ihrer bedeutenden Anregungen mit verſchlingen wird!

Berlin, den 29. Dezember 1844.

XII.

(Zeitmahnungen. Pietismus und Zelotismus.)

Die Zeit bewegt mich ungeheuer, und ich fühle eine Gabe in mir, die ſelbſt Laube zugeſteht; einen gewiſſen politiſchen Blick, der mir aber auch das Herz ſo ſchwellen macht, daß es ſchmerzt.

Wozu Gott mich noch entwickeln wird, dem ſehe ich ſtill und ohne eigenen Willen zu. Noch immer ſteht die Ueberzeugung feſt in mir, daß ich kein Meinungsbuch ſchreiben will, aber — indem ich die Schickſale der Menſchen ſchildere, weiſe ich die Forderung meiner Meinungs-Aeußerung nicht zurück.

Damit denke ich unter Gottes Schutz rein und wahr zu bleiben; denn indem ich die Anregungen der Zeit tief

empfinde, erkenne ich auch ihre Gefahren, und ſage mir immer: nicht Alles, was wir für wahr halten, iſt darum die Wahrheit!

Was Sie über die Bornirtheit dieſer chriſtlichen Pietiſten ſagen, iſt vollkommen wahr, ebenſo wie das über Zelotismus, der immer bereit iſt, die Welt in die Barbarei zurück zu ſtürzen, indem er Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft zu den kaum zu duldenden Erſcheinungen des Müßigganges ſtempelt!

Wenn nur nicht die Antwort auf dieſen Zelotismus ſo verderblich wäre!

Wie viele wankende, unchriſtliche Gemüther ſagen blos: Haben wir nun nicht Recht? Und doch haben blos beide Theile unrecht!

Berlin, den 31. Dezember 1844.

Nachſchrift. Das iſt ja ſchön, daß der alte Nees ſo raſch gefördert durch die Welt zieht! Ich will Ihnen auch ſagen, daß das leſende Publikum immer größer wird, und die Beſten mir zufallen.

Ueberdies ſagen mir Männer von Urtheil, daß das Buch über Eheſcheidung das Ausreichendſte enthält, was bisher über dieſes Thema gedruckt und geſagt worden iſt. Natürlich werden Andere das nicht finden! Aber ich bewege mich in beiden Kreiſen, und ich glaube, man ſieht es mir an, daß ich keinen gemeint habe.

XIII.

(Oeffentliche Kritik und eigene Ueberzeugung. Die Regungen des Deutsch-Katholizismus. Der Tod des Professor Steffens.)

Es liegt eine wunderbar belebende Kraft in einem ruhigen, wahren Tadel, der von der leidenschaftslosen Anschauung ausgehend das Fehlende bemerkt, ohne mit roher Anmaßung das ganze Wesen zu erschüttern!

Sie glauben nicht, wie mich alles das, was ich mit Jakob van der Nees erlebe, zeitigt! Ich schätze außerordentlich, was Sie mir darüber sagen, und überschätze Sie gewiß nicht, wenn ich Ihrer Feder noch immer die Kraft zutraue, Ihre gediegenen Ansichten auch zur öffentlichen Anschauung bringen zu können. Doch will ich Sie dazu nicht weiter treiben, auch darum nicht, weil ich wohl fühle, daß ich auch ohne öffentliche Vertheidigung die Angriffe der Kritik zu ertragen vermag.

Das ist eine Prüfung, die man nicht herbeiwünscht und an der man doch, wenn sie da ist, mit frommer Neugier prüft, wie weit denn die Ruhe des Herzens ausreicht, die wir, Gott zu Ehren, gern felsenfest denken möchten.

Ich bin vorläufig noch ganz zufrieden, finde immer noch, die Prüfung ist nicht sehr groß, da ich außer

zu lesen, was mir sehr bedeutend scheint; es heißt: „Zeugnisse für die christlichen Katholiken in Schneidemühl von einem alten Katholiken.“

Ganz bin ich Ihrer Meinung, daß Ronge eine solche Bewegung nicht hervorrufen konnte.

Die beiden Recensionen, die Sie mir empfehlen, werde ich noch lesen; sonst bin ich meinem alten Grundsatz treu geblieben, nach keiner zu suchen und ruhig abzuwarten, was mir gelegentlich darüber zukommt. Ich sage es nicht jetzt erst, und ich bin nicht die Einzige, die es sagt: die Tagesrecensionen sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachläßigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Produktionskraft, ein rein negirendes Geschlecht, und haben von den wirklichen Fehlern und Bedrängnissen des Produzenten so wenig eine Ahnung, daß sie nie darauf hinweisen, dieser nie ein verstehendes oder belehrendes Wort hört!

Mein weiblicher Charakter und meine ganze Stellung haben mich immer gegen den Fehler bewahrt, mit Unruhe und Begierde den Recensionen über meine Werke nachzujagen, und ich bin gewiß diejenige, die am Wenigsten darüber gelesen hat! So verhalte ich mich auch jetzt, und das Meiste bleibt aus meinem Bereich! Auch täuschen sich diese jungen Männer der Kritik über ihre

Wichtigkeit; die Meinung bildet ſich im Publikum unabhängig von Zeitungs- und Journal-Zirkeln, ſie wird nicht von dieſen geleitet; die Bildung und Urtheilskraft der Menge ſteht ihnen unabhängig und dominirend entgegen, und dieſer Fortſchritt der Zeit iſt der einzige, den ſie nicht wahrnehmen, wie ſehr ſie ſich auch als die Männer des Fortſchrittes zu bezeichnen trachten!

Berlin, den 27. März 1845.

XV.

(Die Schickſale des Buches. Neue Freunde und alte Feinde.)

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren ſchönen, inhaltreichen Brief, der mir zur großen Befriedigung gereichte, da er mir Ihre Theilnahme und Anerkennung ſichert.

Es macht auf einen ſo harmloſen und abſichtsloſen Charakter, wie der meinige, einen unheimlichen Eindruck, wenn es mit Eins hervortritt, daß er der Gegenſtand einer Intrigue und abſichtlichen Verunglimpfung iſt; aber ich habe die Kraft bekommen, mich zu iſoliren, und genieße ein ruhiges Herz. Warum ich ſchreibe und ſchreiben mußte und ſchreiben werde, das wiſſen Alle

nicht, die das Feld der Literatur durch ihre Kritik beherrschen wollen. —

Es ist schön, was Lewald sagt, und ich dachte längst so; ich hatte den Enthusiasmus längst gefürchtet, und er hatte meinen Herzschlag nicht vermehrt; es ist nun eine würdige Aufgabe, eben so ruhig der Anfeindung zu stehen; und es ist ein freudiges Drängen in mir, vor Gott damit ganz rein zu bestehen!

Auch kommt mir dazwischen immer von vielen Seiten das Beste zu, was ich mir wünschen kann. Dies Buch hat ein ganz anderes Publikum; solche, die mir früher nicht gehörten, sind mir damit zugefallen.

Unsere Geistlichen, — Strauß, Neander, Jonas, Eyssenhardt und Andere — machen ihm die wichtigsten Zugeständnisse. Strauß erzählte mir den wiederhergestellten Frieden einer Familie dadurch; (o! aber lassen Sie das für uns bleiben!)

Ob Sie es wohl glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich das Alles vergesse und heimlich und behaglich in meinem ungestörten Innern mich zu Hause fühle, ja daß mir Gott noch eine Fähigkeit aufschließt, nämlich die: aus Allem zu lernen.

Ich habe nur die Laube'sche Kritik und die aus der Allgemeinen Zeitung von Schücking gelesen, die letztere ganz zufällig. Darin richtet sich Vieles selbst, aber Beide wußten nicht, daß der strengste Richter ihnen

ſchon vorangegangen war, und wo nur ein Körnchen Wahrheit ſich bei ihnen fand, da ſank es in dieſelbe Furche, die ſchon gezogen offen lag.

Ihr Vorgänger war ich ſelbſt; aber ich erfuhr auch auf's Neue, daß den Schaffenden nichts ſicher ſtellt, als ſich ſelbſt zur Ehre leben und ſich immer etwas Beſſeres denken zu können, als das Geſchaffene!

Wenn ich Ihre ſchönen, tiefen Urtheile leſe, bis auf Ihren edlen Tadel, kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, Sie möchten doch einmal ein gründliches Urtheil über alle meine Werke, und über meine ganze Richtung, die Sie ſo wohl kennen, ſchreiben wollen.

Können Sie nicht anonym bleiben? Haben Sie keinen zuverläſſigen Freund, durch den Sie es zum Druck in ein geleſenes Blatt befördern könnten, ohne daß Sie als Autor verrathen würden, was allerdings dem böſen Willen ein Zugeſtändniß wäre? Lewald hat einen bedeutenden Schritt gethan, indem er die Intrigue genannt hat!

Berlin, im Juni 1845.

XVI.

(Beſuch in Warmbrunn.)

Obwohl ſeit dem 20. hierher zurückgekehrt, ward ich doch ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Ahnen Sie aber wohl, daß mein Bruder und ich aus Ihrem ſchönen Schleſien heimkehrten, und zwar aus dem alten, befreundeten Warmbrunn.

In vierundzwanzig Stunden ward der Entſchluß gefaßt und zur Ausführung gebracht, da mein Bruder eine rheumatiſche Beſchwerde nicht los werden konnte, den Gebrauch der Bäder zu verſuchen. Die Kur hat ſich bei meinem Bruder wieder erprobt; ich aber habe das Gefühl behalten, daß mir dies Jahr der ruhige Genuß der Natur beſſer geweſen wäre, als die Leiden und Abſpannungen eines Bades, die ich bis jetzt vorherrſchend empfinde.

Obwohl wir nun erſt am 25. Auguſt dort ankamen, hatten wir doch das entzückendſte Wetter; Berge ſind im Herbſt faſt am ſchönſten. Wir haben ſehr häufig im Freien gefrühſtückt und hielten den Balſam der Morgen-Bergluft für den heilſamſten Theil des Frühſtücks; dabei war die ſogenannte Saiſon glücklich vorüber, der grüne Carneval lebte nur noch in Erzählungen einpackender Modehändler und ermüdeter Reſtaurants,

und wir hätten denken können, wir wären wirklich zum Beſuch auf dem Lande, wo wir uns des liebenswürdigen Grundherrn von Warmbrunn und ſeiner Familie wirklich erfreuen konnten.

Auch von Ihnen hörte ich ſprechen und ließ mir von einer freundlichen Dame aus Breslau, die mit zwei jungen Töchtern in Warmbrunn war, von Ihrem ſchönen Garten erzählen und von dem anſprechenden Leben, welches Sie dort im Kreiſe wiſſenſchaftlicher Freunde ſo würdig und genußreich führen; ich habe mich recht darüber gefreut, nur hat meine gewöhnliche Blödigkeit mich verhindert, zu erfahren, wer die Dame war!

Da ich von allen Zeitungen während vier Wochen getrennt war, habe ich auch die wahrſcheinlich indeſſen erfolgte Ankündigung der zweiten Auflage von Thyrnau nicht erfahren; ſchreiben Sie mir doch darüber!

Berlin, den 29. September 1845.

XVII.

(Die Gabe der Produktion und ihr Mißbrauch.)

Mit großem Vergnügen habe ich den liebenswürdigen Brief von Egon Ebert geleſen und dankbar ſeine Gedichte entgegen genommen. Ich werde ihm ſelbſt in

diesen Tagen schreiben, denn so ein herzliches Wort geht auch wieder zum Herzen!

Wonach ich mich recht aufrichtig sehne, ist nach dem Glück, wieder schreiben zu können; es ist aber noch eine trostlose Stille in mir, und ich muß warten! Wie wenige Menschen diesen demüthigen Zustand meinem Talent gegenüber begreifen, macht mich oft nachdenkend und ist vielleicht der Beweis, wie roh die meisten Menschen selbst mit sich umgehen und das Geschenk des Geistes, die Produktion, diese Blüthe der Existenz, einmal bei ihnen entwickelt, für einen Tribut halten, den sie zu allen Jahreszeiten fordern können; daher der viele Mißwachs; daher so Weniges, was etwas Unmittelbares, tief Nothwendiges bezeugt; daher diese Dienstbarkeit gegen die Einflüsse des Augenblicks, dieser Verstandes-Wille gegen den poetischen Geist, der als geknechtet ihnen die Form zurück läßt und dessen Geist entschlüpft, sich die fremde Herrschaft nicht aufbürden läßt!

Ich fahre oft zusammen, wenn ich das rohe Examen erlebe, warum ich nicht schreibe; und doch geht man noch mit einiger Glimpflichkeit mit mir um.

Soll ich denn zwischen dem Theekessel oder der Bratenschüssel solchen Leuten erzählen, daß ich lieber auf meinen Knieen, als auf meinem Stuhl schreiben würde, wenn diese Gnade Gottes meinen Geist berührt? Kann

ich denken, daß die davon wiſſen, die ſich wundern, daß ich nicht jeden Gedanken, der meine Stirn ſtreift, maſſakrire, um ihn drucken zu laſſen? Und, frage ich oft in der Stille, bin ich nur minder begabt und ſo leicht ausgebeutet, daß ich billig den ewig Produzirenden ein Räthſel werden muß, oder ſollten Alle ſich ſo ſchonend ehren, oder, wie ich es nenne, den Willen Gottes erwarten?

Was in der Literatur erſcheint von Frauen und Männern iſt nicht der Art, um mir für ihre Art und Weiſe großen Reſpekt einzuflößen. Die Frauen beuten ewig, bis zur Ermüdung, die Schickſale und Verhältniſſe der Liebe aus und gerathen dabei in ſehr arge Verſuchungen, die Sache pikant zu machen. — Die Männer fühlen ſich beſtändig zu Parteifragen berufen, mit einer Unmündigkeit des Geiſtes, mit einer Rohheit der Form, die abſtoßend wird und weder Belehrung, Unterhaltung, noch Intereſſe gewährt und nichts als Ueberdruß erregt.

Frankreich iſt uns wieder ſo bedeutend jetzt voraus, daß wir zum Troſt noch immer nach ihrer kurz vorangegangenen, wilden Entwickelungszeit greifen müſſen, aus der ſich doch ſo bedeutende Geiſter entwickelt haben, wie wir vergeblich bei uns ſuchen!

George Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, welche Geiſter! welche Beſchlüſſe ſind ihre Bücher, und mit der Schönheit und Poeſie im Bunde! Der ewige

Jude iſt eine That des Jahrhunderts, ein geſchichtliches Dokument, eine ungeheure Tragödie, ein Meiſterwerk vom Standpunkt der Kunſt und Poeſie aus betrachtet!

Für ein bedeutendes Talent halte ich Sternberg; er iſt eine noble Natur; er wird immer bedeutender werden!

Berlin, den 23. Oktober 1845.

XVIII.

(Ergebung in den Willen Gottes. Verzicht auf fernere Produktion.)

Verzeihen Sie, daß ich zwei Ihrer Briefe bis jetzt unbeantwortet ließ; es lag in den Umſtänden.

In dem Maße, wie mich die große erſte Betäubung verläßt, breitet ſich das zerſtörte Lebensglück erſt über alle Gegenſtände aus, und ehe Gott den Weg durch dieſe Trümmer zeigt, entſteht dies traurige Stilleſtehn aller Lebensthätigkeit!

Eins geht durch mein ganzes Leben als die größte Gnade Gottes: ich habe mich nie beklagen können, auch jetzt nicht! Er hatte mich überſchwenglich reich gemacht in ihm, er ſieht es, daß ich jetzt ärmer bin, hilfloſer als der Sterbende am Wege; ich warte auf ihn, er muß

mir helfen, entweder hinüber oder hier durch Verleihung von Kraft!

Wenn ich an Sie denke, fällt mir mein Talent ein, wie ein Traum, den ich gehabt; es liegt bei ihm; ich kann wohl noch still dulden, nicht mehr schaffen! Gottes Will' in Ewigkeit!

Bei der Akademie, unter Verschluß des Sekretairs, Geheimerath Tölken, befindet sich eine biographische Notiz meines Bruders, worin Alles enthalten, was zu einem Nekrolog erforderlich; an diesen müßte sich der Herr wenden, der ihn zu schreiben beabsichtigt.

Leben Sie wohl! Meine Handschrift hat alle Festigkeit verloren; Sie können denken, daß meine Gesundheit nicht die beste ist!

Gott sei mit Ihnen! Sie können ja, so lang ich noch lebe, mein Freund beiben, wenn Sie nicht mehr mein Verleger sein können, und mich durch Ihre schönen Briefe etwas erquicken helfen!

Leben Sie wohl!

Berlin, den 13. Januar 1846.

XIX.

(Körperliche Leiden und gefaßte Ergebung. Die Unzulänglichkeit des zersetzenden Verstandes. Aufgabe und Wirkung ächter Poesie.)

Als ich heute Morgen in mein einsames Frühstückzimmer trat, ward mir Ihr Brief und Ihr Geschenk übergeben. Das that mir in der Seele wohl, und Sie sehen, es hat etwas die starre Lethargie gebrochen, worin ich dahinschmachte, denn ich sitze schon eine Stunde nachher, um Ihnen zu schreiben.

Das wünschte ich den ganzen Sommer zu thun, und daß ich es dennoch unterließ, das erfüllte mich mit einem wehmüthigen Erstaunen über mich, und ich sah mir zu, wie einem Fremden, den man nicht versteht und dem man nicht helfen kann! Zuweilen hoffe ich, ich würde nicht so ganz unterliegen, wenn meine Gesundheit nicht so erschüttert wäre, da ich dadurch allein auf ein vegetirendes Leben angewiesen bin; bedenke ich aber, daß ich seit meinem ersten Bewußtsein mit allen Fasern meiner Existenz, mit jedem entwickelten Gefühl und Gedanken, mit allen Freuden und Leiden in ihm, meinem Lehrer, meinem Spielkameraden, meinem Freunde, meinem Richter und Bruder wurzelte, von ihm Nahrung und Sonnenschein erhielt, so bescheide ich mich wieder, daß ich nun so fremd, so todt, so erstorben zurückgeblieben bin; das wird dann nur eine nothwendige Folge des

Vorangegangenen, und ich fühle vor Gott die Art von Ruhe, die in ſeiner Gerechtigkeit liegt, und daß ein neues Leben, und am Abend des Lebens, zu ſchwer zu lernen iſt, um ſchnelle Fortſchritte machen zu können!

Ich mache redliche Verſuche, mir äußerlich zu Hilfe zu kommen und will Ihnen einen kleinen Abriß meines Sommers machen!

Von Juni bis Juli wohnte ich bei meiner Schweſter in Wilmersdorf, eine Meile von Berlin, wo ſie ein Landhaus und einen Garten beſitzt, der von höchſter Kultur zeugt und die herrlichſten Gewächſe aller Länder enthält. — Den 2. Juli reiſte ich mit den beiden Fräulein Koppe nach Puttbus und lebte hier zehn Wochen in einem Paradieſe von Schönheit, da unſere Wohnung, im Blumengarten des Schloßparkes gelegen, von einer Terraſſe, die an unſer Zimmer ſtieß und eine Veranda von den ſchönſten Gewächſen trug, uns durch jeden hohen Bogen dieſes Blätterpalaſtes das Meer mit ſeinen Schiffen und ſeiner ewig wechſelnden Schönheit zeigte. Hier lebten wir zwar von der Geſelligkeit entfernt, aber in dem angenehmſten Wechſel, alle Vorzüge dieſer reizenden Inſel genießend.

Am 2. September kam ich zurück, zum Erſtenmal von der geheimen Hoffnung erfüllt, daß mein Leben ſchnell ſeiner Auflöſung entgegen ging! Der Schmerz meiner Schweſter, mich ſo hinſterbend wieder zu ſehen,

veranlaßte mich, ihr abermals nach Wilmersdorf zu folgen, und hier blieben wir bis zum 23. Oktober, im Genuß eines selten schönen Herbstes, unter grünen Bäumen, bei herrlichem Rasen zur Erquickung des Auges, und den vollen Weinfestons, die ihre Schätze alle reifen sahen. Durch eine Pflege, so liebevoll als eine Mutter ihr Kind pflegt, kam ich wieder etwa so weit, als vor der Reise. Mit redlichem Willen fing ich hier mein Leben wieder an; denn ich war überzeugt, Gott wolle, daß ich noch lebe!

Den 17. November, einen Tag vor dem Tage, wo mein geliebter Bruder vor einem Jahr zum letztenmal erkrankte, ward ich wieder von einem heftigen Leiden ergriffen; zwischen Entzündung und nervös-rheumatischen Zufällen litt ich sechs Tage an Schmerzen, die fast meine vielgeprüften Kräfte überstiegen; ich hoffte, und vielleicht Alle um mich her, daß ein Nervenschlag diesen ungewöhnlichen Zustand aufheben würde; aber ich war an seinem Todestage, den 24., zuerst ohne Schmerzen, und meine Genesung ging von da an langsam vorwärts.

Dies ist jedoch mein erster Brief, und ich bin auf eine sehr trostlose Weise wieder herunter gekommen! Sie werden nun wohl verstehen, wie nach diesen Angaben über meine Zustände wenig Hoffnung für ein wiederkehrendes geistiges Leben ist, und doch scheint mir

immer, meiner eigenſinnigen Anſicht nach, dies meine einzige Rettung!

Wie ganz anders mag es ſich Gott ausgedacht haben, und wie wird mir endlich Hilfe kommen, wo ich es am Wenigſten erwarte und wovon ich es am Letzten annehme!

Den 15.: Zweimal haben Sie mich ſeitdem mit Lecture verſorgt, und glauben Sie nur, es rührt mich nichts ſo ſehr, als daß meine Freunde mich nicht aufgeben, keiner mich vergißt, und daß ſie immer gelegentlich etwas thun, was mir zu Hilfe kommen ſoll! Herzlichen Dank Ihnen für Ihre treue Geſinnung, möchten Sie auch noch einmal rechte Freude an mir erleben; Sie wiſſen, was ich meine, aber ich hoffe es nicht mehr!

Ihr Freund Julius Müller iſt nach ſeinen Predigten: „Das chriſtliche Leben," ein milder, tief durchdrungener Chriſt, ohne prieſterlichen Hochmuth, ohne den Bannfluch der Hierarchie, der das Werk der Reformation in die alte Macht finſterer Bornirung zurückſchlagen möchte. O! wie thut uns das reine, kräftige Licht der Freiheit nöthig, der Freiheit, in deren geklärter Atmoſphäre die heilige Demuth des Glaubens das ſtärkſte Wiſſen unſeres Geiſtes wird, die heldenmüthige Kraft, die größer und ſiegreicher wird, als der zerſetzende Verſtand, der zwar endlich ein anatomiſches Präparat fertig bringt und beweiſen kann,

wie Alles in einander saß, folgte, nothwendig war, paßte und sich trennen und gliedern ließ; aber dann in der Prozedur stecken bleibt und sich nicht eingestehen will, daß er nur eine vorbereitende Kraft des Geistes ist, ein großes Mittel, eine Hebekraft, die das Gehobene nun zu einer höheren Verwendung abgeben muß, und isolirt eine leblose Macht ist, die sich in ihrer eigenen Sphäre ohne Resultat neutralisirt!

Den 18.: Sie sehen aus dem langsamen Fortschritt dieses Briefes, wie sehr meine Kräfte noch aussetzen.

Von neuerer Lecture spricht mich nichts so an, als: „die Blume der Aischach," anonym im Berliner Lesekabinet herausgekommen und einstimmig der Gattin des Willibald Alexis zugeschrieben!

Das ist ein zauberisches Buch, voll poetischer Wärme, glücklicher Composition, Phantasie und reicher Sprache! Ich wüßte wohl Einiges zu tadeln, aber ich habe es mit so großer Anerkennung begrüßt, weil es ein poetisches Werk ist, weil es uns von den dürren Zuständen dieser ewig ausgebeuteten Zeitfragen erlöst, weil das Buch sich endlich wieder auf den Höhepunkt des dichterischen Berufs schwingt, über die lastenden Fesseln der Gegenwart den Geist in das Gebiet poetischer Wahrheit zu erheben, der Wahrheit, die ewige Zustände der Menschen und Verhältnisse mit der partheilosen Großartigkeit schildert, die uns mit leidend macht,

aber, was die Poesie überall soll, zu einer tragischen Erhebung verhilft, die uns aus der Zerrissenheit der Partheikämpfe der Gegenwart erlöst!

Sie müssen, was ich hier, von dem Ekel für unsere moderne Literatur erfaßt, sage, nicht Alles auf das erwähnte Werk anwenden; aber daß sich nur Einer wieder findet, der aus den Straßen der Städte sich hinaus sehnt nach einem einsamen Weg über die stillen Gefilde, wo ihm die Luft etwas Anderes zuträgt, als das Geschrei der Tagesblätter — das habe ich mit lebhaftem Antheil begrüßt! Ach! könnte ich doch schreiben!

Ihnen werde ich nächstens einige kleine Uebersetzungen nach dem Amerikaner Willis zuschicken. Eine liebenswürdige Freundin, die in weiter Ferne auf ihrem Gute die langen Winterabende damit zubringt, bittet mich jetzt, bei Ihnen anzufragen, ob Sie wohl eine Sammlung der Art in einem Bande in Verlag nehmen wollten?

Berlin, den 12. Dezember 1846.

XX.

(Ein Urtheil über Lucretia Tornabuoni.)

Ich ſende Ihnen heute die Ueberſetzungen von der Dame, von der ich Ihnen in meinem letzten Briefe ſchrieb. Sie ſind in einem reizenden, naiven Stil geſchrieben, ich würde mich ſehr freuen, wenn Sie eine kleine Sammlung der Art möglich und annehmbar hielten!

Was Sie mir aber auch darauf antworten mögen, ſchreiben Sie es ſo, daß ich Ihre Antwort ſelbſt der Dame ſchicken kann!

Noch eins! Ich bin ſchon über die Mitte des erſten Theils von Lucretia Tornabuoni (von Henriette von Biſſing). Das iſt ein tüchtiges Buch, voll Haltung und glücklicher Benutzung und Anwendung des geſammelten Materials, was an und für ſich pompös iſt! Die Charakteriſtik iſt fein und ſehr beſtimmt und anſchaulich, und ich bin voll Erwartung des Verlaufs; eine gewiſſe Kälte, die aber recht im Gegenſtande liegt, und eine mehr glücklich beſchreibende als poetiſche Auffaſſung der reichen Situationen kann ſich noch verlieren, nöthigt ſich mir aber bis jetzt auf!

Berlin, den 2. Januar 1847.

XXI.

(Neue Hoffnungen.)

Rechnen Sie es der Verzagtheit meines Herzens zu, daß ich erſt Ihr Ehrenwort beanſpruche, über das, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, vorläufig zu ſchweigen; glauben Sie mir aber, daß Sie ſelbſt nicht ſicherer über Ihre Zuverläſſigkeit ſein können, als ich es bin!

Ich ſchreibe wieder! Sie fühlen gewiß die ganze Bedeutung dieſer Gnade Gottes! Mir iſt noch immer ſo ſtill und andächtig, wenn ich mich Morgens zum Schreiben niederſetze, als ob ich in der Kirche wäre; und obwohl die bunteſten Geſtalten des Lebens ſich hervordrängen, verliere ich dieſe ernſte Feierlichkeit nicht!

Am 6. Januar; ich war nach einem Tage, den ich in Schmerzen gebadet zugebracht hatte, ſo müde und matt, daß ich in mein Thurmzimmer mich auf Wilhelms Lehnſtuhl ganz im Finſtern drängte und träumeriſch das matte Mondlicht, das von Außen das Zimmer erhellte, und das Licht der Lampe aus dem geöffneten Nebenzimmer betrachtete, als mir mit einem Male andere Bilder auftauchten. Ich muß hier ein Paar Stunden in ein Nachdenken verfallen ſein, wovon ich kein Bewußtſein hatte; als der Bediente herein

trat und den Thee meldete, erwachte ich wie aus einem langen Traum!

Ich ſtand auf, ich betrat vielleicht nach zwei Stunden daſſelbe Zimmer, welches ich troſtlos verlaſſen hatte, mit der Gewißheit, daß ich ſchreiben würde, und ohne daß ich es hindern konnte, ſagte ich laut zu Gott: Du willſt alſo, daß ich leben ſoll, Dein Wille geſchehe!

Am andern Morgen, den 7. Januar, ſaß ich auf derſelben Stelle und ſchrieb.

Heute iſt der 31. Januar, und ich ſchreibe heut den ſechszehnten Bogen, d. h. Schreibepapierbogen!

Weiter ſage ich Ihnen nichts; ich lade Sie aber zu einer Suppe ein, um Ihnen den Anfang Nachmittags am Kamin vorleſen zu können, damit Sie ſich ſelbſt überzeugen, ob es noch die alte Kraft iſt, die in mir wirkt und ſchafft!

Natürlich iſt es die Fortſetzung von Jakob van der Nees, und wird, wenn nicht Hinderniſſe entſtehen, „die Nachkommen" heißen.

Berlin, den 31. Januar 1847.

XXII.

(Verluſt einer treuen Freundin.)

Ich muß ſo oft daran denken, wie gar nicht Sie ahnen werden, daß, während Sie mich in meiner alten Thätigkeit wähnen, Gott die größten und ſchwerſten Leiden über mich verhängte!

Meine Freundin Auguſte Koppe iſt am 15. März nach großen Schmerzen entſchlafen! Sie kränkelte den ganzen Winter, ohne unſere Beſorgniß zu erregen. Mitte Februar fing ſie an, das Bett zu hüten, bald wurden die Zufälle bedenklich; wir erfuhren nun, daß ſie Herzwaſſerſucht habe, und ſo iſt ſie unter den großen Leiden, welche dieſe Krankheit hervorruft, am fünfzehnten geſtorben.

Welche ſchrecklichen Zeiten ich da mit der jüngeren Schweſter, die nun allein mir übrig geblieben, durchgemacht habe, werden Sie ſich denken können, nur wurden mir dieſe Leiden noch dadurch erſchwert, daß ich ſelbſt aufs Neue Ende Januar erkrankte und kaum im Stande war, mich aufrecht zu halten!

Nach dem endlichen Tode der treuen Freundin, den man nur wünſchen mußte, wohnten wir vierzehn Tage bei meiner Schweſter, weil ich zu krank war, um die Schmerzen des Leichenbegängniſſes, nach ſechs-

zehn Monaten das zweite*) wieder durchmachen zu können.

Seit acht Tagen sind wir nun in den doppelt verwaisten Räumen zurück! Möchte es Ihnen gut gehen und sie es mir bald sagen wollen! — Daß ich nicht arbeite, begreifen Sie; mir nöthigt sich immer unabweislicher das vernichtende Wort: „Vergeblich!“ auf.

Gott hat das Senkblei; ich warte.

Berlin, 7. den April 1847.

XXIII.

(Ernste Mahnungen. Letzte Hoffnung.)

Daß Sie sich erinnern, wie nahe mir auch dieser zweite große Verlust gehen muß, hat mir als ein Beweis Ihres wahren, treuen Antheils sehr wohlgethan!

In fünf Monaten habe ich die beiden Menschen verloren, die den größten, besten und beglückendsten Einfluß auf mein Leben ausübten; ich sehe mich oft schüchtern

*) Am 25. November 1845 war nämlich der Bruder der Frau Paalzow, Professor W. Wach, Mitbegründer der neuen Malerschule zu Berlin und Mitglied der Königlichen Akademie der Künste, gestorben.

in der fremden Welt um, und ein wehmüthiges Staunen ergreift mich, daß ich lebe!

Meine Gesundheit hat so sehr gelitten, daß daraus jeder Versuch, eine neue Stellung zu gewinnen, bis jetzt sich unzureichend erwies. Es ist aber in mir kein starres Festhalten am Schmerz, kein Widerstreben gegen ein mögliches Aufleben meines Inneren! Im Gegentheil, ich kann in Wahrheit sagen, daß ich warte, ob und wie Gott mir in Folge meines innigen Vertrauens zu seiner Hilfe sie wird angedeihen lassen! Wenn ich schriebe, würde ich das mit gutem Recht für die Hilfe erkennen, die er mir senden möchte, und diese wieder erwachte Fähigkeit würde ein tröstliches Zeugniß wiedergewonnener Kraft sein!

Ich höre sehr wenig von dem, was man von mir spricht, und noch weniger, was man von mir druckt, da ich nie, weder früher noch jetzt, irgend ein Journal lese. Eine Täuschung war es, zu glauben, es könne jetzt nichts mehr von mir gesagt werden!

Wenn ich den Augenblick noch erlebe, wo Gott mich würdigt, wieder schreiben zu können, dann, glaube ich, würde ich es Ihnen, der Sie dies Symptom verstehen würden, als Freund bald mittheilen.

Was wäre dann aber für Grund vorhanden, wenn vom Drucken und Verlegen die Rede würde, nicht zuerst Sie um Ihr altes Recht darauf zu befragen? Sie haben

mir ja gesagt, daß es Sie kränken würde, wenn ich einen anderen Verleger wählte; das ist zwar lange her, aber, ich vergesse es nicht!

Was Sie mir von den umlaufenden Gerüchten mittheilen, ist auch mir zu Ohren gekommen; Ihnen aber brauche ich nicht erst zu sagen, daß der Antheil hoher und höchster Personen an meinen Produktionen nur in dem Sinne einer gemüthlichen Förderung zu verstehen ist, welche natürlich die Folge so vieler mir bewiesener Huld sein mußte.

Was namentlich meine erste persönliche Bekanntschaft mit der durch Geist und Liebenswürdigkeit so ausgezeichneten Prinzessin von Preußen betrifft, so fällt die in den Herbst des Jahres 1843. Seitdem haben wir großes, persönliches Interesse für einander gefaßt, aber meine gelegentlichen Besuche sind zu zählen.

Was diese Erfindungen bezwecken, ist nicht ganz verständlich. Sind es gewöhnliche Mystifikationen, glaubt man mir zu schaden? Da kennt man die Personen nicht, denen gegenüber man mich kompromittiren will! Ach, trügen meine Werke nur Einiges an sich, was diesen zuzuschreiben wäre und nicht mir, so würde das meine Werke mehr zieren, als der Verläumdung lieb wäre.

Berlin, den 22. April 1847.

Schluss.

(Die letzten Augenblicke und das Hinscheiden der Frau Henriette Paalzow.)

Hochgeschätzter Herr Max! Daß Sie heute einen Brief von meiner Hand erhalten, der Ihnen Nachricht von meiner lieben Schwester Paalzow geben soll, wird Ihnen hinreichend sagen, daß sie selbst außer Stande ist, zu schreiben. Ja leider ist es so! Meine arme Schwester hat einen sehr traurigen Sommer verlebt und hat Berlin nicht verlassen können.

Eine schmerzhafte, sehr bedeutende Flechtenkrankheit hat sie Monate lang aufs Schmerzlichste gepeinigt; jetzt, wo diese Krankheit gehoben ist, unterliegt sie fast der Schwäche, die wohl eine Folge der langen Schmerzen ist; denn kaum verließen sie die Flechten, so trat ein furchtbarer Schmerz im rechten Arm, mit Geschwulst verbunden, ein, der ihre Kräfte aufs Aeußerste mitnahm und in Folge dessen sie noch jetzt die rechte Hand nicht brauchen kann; auch würde sie schon die Schwäche am Schreiben hindern.

Wie schmerzlich es für mich ist, die Leiden meiner armen Schwester zu sehen, ohne ihr helfen zu können,

werden Sie mir wohl glauben; wenn ihre Natur nicht so fest und vortrefflich wäre, hätte sie wahrlich den geistigen und körperlichen Leiden, denen sie in diesem letzten Jahre unterworfen war, unterliegen müssen.

Meine Schwester trägt mir die freundschaftlichsten Grüße für Sie auf; gebe der Himmel, daß sie Ihnen recht bald selbst schreiben kann.

Mit der wahrsten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ihre

ergebene Dienerin
Caroline Friebe, geb. Wach.

Berlin, den 10. September 1847.

(Die Todes-Botschaft.)

Mit wie tief bewegten Herzen ich Ihnen heute schreibe, können Sie wohl denken, jetzt wo Alles vorüber ist und ich nun am Grabe der letzten theuren Schwester stehe. Wie ich Ihnen zum letzten Male im Namen der Seligen schrieb, war mein Herz schon von trüber Ahnung erfüllt, und — nur mit Anstrengung konnte ich die Hoffnung einer möglichen Besserung in mir erhalten, die mich auch wohlthätig und fast wunderbar bis zu ihren letzten schweren Augenblicken nicht ganz verließ. Ja, verehrter Herr, meine arme geliebte Schwester hat viel, sehr

viel gelitten; die letzten vier Wochen ihres schönen edlen Lebens waren eine ununterbrochene Kette schwerer Leiden, zu denen in den letzten acht Tagen eine solche nervöse, geistige Aufregung, von starkem Fieber begleitet, sich gesellte, daß sie fast in ununterbrochenem Verkehr mit phantastischen Bildern stand und besonders unsern geliebten Bruder fast immer an ihrer Seite glaubte. Mit großer Kraft-Anstrengung entriß sie sich oft diesem Geisterverkehr, der sie ganz erschöpfte, und bat mich nur, mit ihr zu sprechen, weil sonst ihr Geist sich verwirrte. Ich Aermste, mit Schmerz und tiefem Kummer im Herzen, versuchte wohl sie zu zerstreuen, doch gelang es mir nur schwer und ihr edler Geist versank von Neuem in Traumbilder. Schwer würde es sein, ein Kranken- und Sterbebett zu finden, welches Alle, die es umgaben, mit solcher Rührung und Erhebung erfüllte, wie das der Theuren; Geduld, Muth und Ergebung beseelten sie, nie war eine Spur der Ungeduld für ihre treuen Pfleger zu finden; es war mit einem Wort — das Sterbebett einer wahrhaft frommen und religiösen Frau.

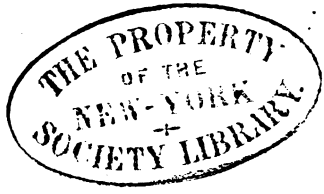
Mit großer Achtung Ihre

ergebene Dienerin

Caroline Friebe, geb. Wach.

Berlin, den 9. November 1847.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.



UNLV

AUG 24 1944